Herr von Müller.

II.

Herr von Müller.

Roman

von

Ernst Wichert.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner
1893.

XV.

Der Lieutenant von Müller verbrachte nicht beneidenswerthe Tage. Wenn er sich auch hütete, den Kameraden, die von seinen Spielverlusten wußten, sorgenvoll zu erscheinen, im Gegentheil bei allen Zusammenkünften in und außer Dienst die an ihm sonst gewohnte gute Laune in verstärktem Maße vorkehrte, so traf er im Stillen doch alle Vorkehrungen für die vielleicht unvermeidliche Katastrophe. Er bildete sich ein, daß auch dies mit gutem Humor geschehe, mußte aber die Erfahrung machen, daß sich Nachts sehr unangenehme Vorstellungen nicht zurückhalten lassen wollten und das Einschlafen hinderten, oder den mühsam errungenen Schlaf beunruhigten. Für alle Fälle meinte er, die vielleicht nur kurze Spanne Zeit mit Genüssen aller Art nach Möglichkeit zu erfüllen, durchaus berechtigt zu sein. Bei

alledem hatte er doch die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, daß es zum Schlimmsten nicht werde kommen dürfen. Wollte er aufrichtig sein, so mußte er doch eingestehen, daß sie sogar sehr stark war. Es schmeichelte aber seiner Eitelkeit mehr, sich in die Rolle des Philosophen einzuspielen, der mit Gleichmuth einer gegebenen Nothwendigkeit in's Auge zu schauen und sich gegenwärtig zu halten hätte, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei.

So ungeduldig er den Brief der Mama erwartete, so gewährte es ihm doch wieder eine Art von Beruhigung, daß er nicht schnell eintraf. Was hätte ihm ihre umgehende Antwort bringen können? Die Ablehnung seiner Bitte, beim Alten die Vermittelung zu übernehmen. Es mußte dann sehr überflüssig scheinen, sich nochmals an ihn selbst zu wenden — wenn schon dieser letzte Entschluß doch noch offen behalten war. Nun lag die Vermuthung nahe, daß die Mama für ihn unterhandelte.

Endlich schrieb sie ihm zu seiner nicht geringen Verwunderung nur: „Lieber Leopold! Du wirst in nächster Zeit einen Brief von Papa erhalten, in welchem er Dich auffordert, nach Steinhausen zu kommen. Verschaffe Dir unter allen Umständen dazu Urlaub. Alles Weitere mündlich.“ Was sollte das

bedeuten? Hatte sie gesprochen und war sie auf Widerstand gestoßen? Sollte ihm die Hilfe unter Bedingungen gewährt werden, die sich nicht gut schriftlich stellen und begründen ließen? Werde von ihm eine nähere Auskunft über Dinge verlangt, die sich doch kaufmännisch gar nicht anfassen ließen — oder gar eine Demüthigung, die auch im Vaterhause seine Offiziersehre tief verwunden mußte? Er schwankte, ob er nicht sofort unter irgend einem Vorwande ablehnen und so die Mama nöthigen sollte, Farbe zu bekennen.

Ganz räthselhaft aber wurde ihm ihr Schreiben, als am anderen Tage schon der angekündigte Brief eintraf und ihn in freundlichster Form „zu einer Besprechung in sehr wichtigen Familien-Angelegenheiten“ einlud. „Es wäre mir lieb,“ hieß es da, „mit Dir gewisse Dinge durchzusprechen, die auch für Dich in Zukunft von großer Bedeutung werden können, und Deine Meinung darüber zu hören, bevor ich die letzte Entscheidung treffe. Ich werde alt und muß daran denken, mein Haus zu bestellen. Uebrigens befinde ich mich zur Zeit im besten Wohlsein, was ich nicht unbemerkt lasse, damit Du Dir nicht etwa Gedanken machst. Ohne Anlaß zu Mehrerem Dein treuer Vater — Erasmus von Müller.“ Ueber

diesen fast kaufmännischen Schluß konnte Leopold ein Lächeln nicht unterdrücken. Aber der Inhalt ... Nein! auf sein Anliegen konnte er keinen Bezug haben. Und nun sah er auch, daß das ursprüngliche Datum mit einem jüngeren überschrieben war. Der Brief war früher geschrieben, als die Mama Gelegenheit gehabt haben konnte, in seiner Sache vorzugehen. Ihr Rath mußte befolgt werden.

Eben rüstete er sich, seinem künftigen Schwager, der sich übrigens kameradschaftlich für einen Theil der Spielschuld verbürgt hatte, den Abschiedsbesuch zu machen, als der Bursche ihm eine nicht ganz saubere Karte überbrachte. „Claus von Ohlschütz, Premierlieutenant a. D. und Civil-Ingenieur aus Chicago." Wie Leopold die Karte las, konnte kein Zweifel darüber sein, daß ihm die Persönlichkeit ganz unbekannt war. Er gab aber einen Wink, den Herrn einzulassen.

Ueber die Schwelle trat eine sehr fragwürdige Gestalt — lang und dürr, kahlköpfig, die untere Hälfte des Gesichts vorwiegend Schnurrbart, elegant-schäbig in der Kleidung, prall sitzende aber sehr schmutzige Handschuhe auf den Händen und in der Linken einen Cylinder, an dem die Bürste nur noch einige Härchen gelassen hatte, in der Rechten ein zier-

liches Stöckchen, das Beinkleid enge, über dem Knie fadenscheinig und an der Hacke abgetreten, der blaue Rock mit den schadhaften Knöpfen bis zum Halse zugeknöpft, den ein nicht mehr neuer Gummikragen umschloß, der eine Stiefel auf der Seite nicht ganz heil. „Von Ohlschütz —" näselte der Fremde, sich militärisch steif verbeugend. „Habe doch die Ehre, Herrn Lieutenant von Müller . . . so zu sagen, Kameraden."

Leopold fand sich wenig aufgefordert, dies anzuerkennen. Um den Mann verbreitete sich, während er sprach, ein Dunst von Spirituosen bis weit in's Zimmer hinein, was ihn noch verdächtiger machte. „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr," fragte der Lieutenant mit einem Blick, der den ungebetenen Gast in der Nähe der Thüre festhalten zu wollen schien.

„Aeh —" knurrte derselbe, „kann mich nicht wundern, daß Sie mich nicht recht unterzubringen wissen." Er blickte verschämt lächelnd über sich hin. „Wie Sie mich da sehen — wahrhaftig! Ich glaube, ich mache keine gute Figur. Aber meine Karte sagt Ihnen . . ." Er nahm sie vom Tisch, auf den Leopold sie gelegt hatte. „Erlauben Sie, daß ich sie wieder einstecke — mein Vorrath ist augenblick-

lich nicht groß. Hat ja auch ihren Zweck erreicht, mich einzuführen. Von Ohlschütz — Premierlieutenant außer Diensten. War einmal einer der schneidigsten Offiziere, darf ich versichern — vor zehn Jahren noch. Aeh —! die verdammten drei W — Wein, Weib, Würfel — haben mich heruntergebracht. Mußte meinen Abschied wegen Schulden nehmen — wegen Schulden . . . nichts Ehrenrühriges. Kann ja vorkommen — äh?“

Leopold zeigte mit einer zögernden Handbewegung auf einen Stuhl.

„Ich begreife nur nicht recht, mein Herr . . .“

Herr von Ohlschütz zog den Kopf tief in die Schultern ein, drückte die Ellenbogen an und wendete die Hände nach außen. Er schien sagen zu wollen: Wenn Du mich ansiehst, wie kannst Du darüber Bedenken haben, was ich wünsche? Den Stuhl lehnte er stillschweigend ab. „Es ist keine angenehme Sache,“ sagte er, „sich so in seinem Verfall präsentiren zu müssen. Aber was bleibt übrig, wenn man nicht die Mittel besitzt, sich neu zu kleiden, im Augenblick sogar in Verlegenheit um den nächsten Mittag ist? Ich bin nach Amerika gegangen, habe meine Kenntnisse zu verwerthen gesucht, in Chicago eine Art von Geschäften angenommen — später meine Dienste

Jedem angeboten, der Gebrauch davon machen wollte, um mich von einem Tage zum andern durchzubringen. Die Concurrenz ist eben drüben zu groß für Leute, die nicht zu arbeiten verstehen. Es ist ein Unglück, das nicht gelernt zu haben. Was soll ich Sie mit diesen elenden Dingen länger langweilen? Kurz, ich habe das Wenige verloren, das ich noch mit hinüber nahm, und konnte schließlich froh sein, als Diener eines reichen Amerikaners freie Reise nach der Heimath zurück zu erhalten. Drüben genirt man sich nicht, eine solche Stellung anzunehmen, auch wenn man einem adeligen Geschlecht angehört und die Ehre gehabt hat, des Königs Rock zu tragen. Hier freilich — fi donc! Man hat seine alten Freunde und kann sich nicht verstecken. Bin also sogleich abgesprungen und nach Berlin geeilt, wo doch noch am besten Verständniß zu finden für die Bedürfnisse eines Mannes von meiner Vergangenheit. Ich bemühe mich, eine passende Stellung zu finden, aber" — er sah wieder über sich hin — „man kann kein Vertrauen beanspruchen, wenn man sich so ungünstig einzuführen genöthigt ist."

„Ja, was kann ich aber für Sie thun?" fragte Herr von Müller in sichtlicher Verlegenheit.

„Ich hoffe, Sie werden mir ein Darlehn nicht

abschlagen," rückte der Fremde dreister vor. „Selbstverständlich handelt es sich nur um ein Darlehn, das ich mit bestem Dank zurückerstatte, sobald meine Verhältnisse sich gebessert haben."

„Ein Darlehn . . . Ich bin wirklich augenblicklich durchaus nicht bei Casse —"

„O — o — oh! Diese Entschuldigung kann ich doch nicht ernst nehmen. Sie —! der Sohn eines notorisch sehr reichen Mannes —"

„Mein Herr —!"

„Habe übrigens die Ehre, von Ihrer Frau Mutter sehr gut gekannt zu sein." Er zwinkerte mit den Augen. „Hat auch den Wechsel des Schicksals an sich erfahren, nur daß sie in aufsteigender, ich in absteigender Bahn . . . Aeh! ich neide ihr das Glück nicht. Aber wenn ich an die Zeiten von damals zurück denke — das Fräulein von Dietenbach eine arme Gesellschafterin und ich ein flotter Offizier mit glänzendsten Aussichten, der beliebteste Gast in demselben Hause. . . . Giebt zu denken, nicht wahr? giebt zu denken. Erinnern Sie nur Ihre Frau Mama daran. Nun? darf ich Ihnen einen Schuldschein schreiben? Oder auf Ehrenwort —?"

„Das würde mir genügen," antwortete Leopold,

dem der Fremde jetzt erst recht unheimlich wurde, „wenn ich Sie nicht versichern müßte, daß ich wirklich in diesem Augenblick über eine irgendwie größere Summe nicht verfüge. Ich bin auf dem Sprunge, zu verreisen. Nach meiner Rückkehr vielleicht. . . . Wenn Ihnen aber für jetzt mit einer kleinen — Abschlagszahlung gedient sein kann —“ er zog sein Portemonnaie vor und nahm ein Zwanzigmarkstück heraus — „ich bitte, mein Herr.“

Herr von Ohlschütz ließ sich das Goldstück auf die Hand legen, schien es zu wiegen und sah mit einem kritischen Blick darauf hin. „Es ist wenig,“ sagte er, „zu wenig, um mir helfen zu können. Sie werden sich überzeugen, daß ich Recht habe. In gewissen Fällen ist jedes Zuwenig eigentlich fortgeworfen. Aber ich dringe nicht weiter in Sie. Meine Umstände erlauben mir nicht, zartfühlend zu sein.“ Er ließ das Goldstück in die Tasche gleiten. „Merci, und wünsche glückliche Reise.“

Damit entfernte er sich, wieder mit einer kurzen Verbeugung grüßend.

„Lump,“ murmelte der Lieutenant. Er wedelte sich mit dem Taschentuch den Spirituosengeruch fort. Die zwanzig Mark waren wirklich weggeworfen, aber er glaubte doch noch gut davongekommen zu

sein. Der Bursche erhielt den Befehl, diesen Herrn nicht mehr vorzulassen. So glaubte er sich für die Zukunft zu sichern.

Die Begegnung mit diesem verkommenen Menschen hinterließ ihm den übelsten Eindruck. Zu jeder anderen Zeit hätte er sich darüber hinweggesetzt; nun ließ sich doch nicht vergessen, daß er selbst an einem Abgrund stand, wie er sich einmal auch vor diesem Herrn von Ohlschütz geöffnet haben mochte, der als Offizier seine Ehrenschulden nicht zahlen konnte. Vielleicht nicht einmal Ehrenschulden! Oder hatte er nicht den Muth gehabt, sich durch eine Pistolenkugel jeder weiteren irdischen Verantwortung zu entziehen? War das der Grund, weshalb er dann schrittweise so tief gesunken war, daß er sich jetzt nicht einmal mehr zu betteln schämte? Es durchschauerte ihn.

Dem Grafen zeigte er absichtlich den Brief seines Vaters. Er hielt für möglich, Benno könne auf den Verdacht kommen, daß er sich seinen Verbindlichkeiten entziehen und ihn selbst im Stich lassen wolle. „Ich bin zu rechter Zeit wieder hier, Alles zu ordnen,“ warf er beim Abschied leicht hin, und der Rittmeister antwortete darauf: „Sie haben ja nun die beste Gelegenheit, mit dem Alten ein Wört-

chen unter vier Augen zu sprechen. Ohne das wird's nicht abgehen."

„Versteht sich."

„Grüßen Sie übrigens Renate."

„Sonst haben Sie mir nichts . . ."

„Ich schreibe nächstens."

„Eben war übrigens ein Herr von Ohlschütz bei mir, angeblich Premier außer Diensten. Kennen Sie ihn vielleicht?"

Der Graf zuckte die Achseln. „Leider nur zu gut. Jetzt ein ausgemachter Lump — nehmen Sie sich vor ihm in Acht! Von Hause aus aber ein gar nicht übler Mensch und liebenswürdiger Kamerad, wenn auch etwas leicht. Er hat entschieden Pech gehabt. Die Ohlschütz besitzen ein großes Majorat. Der letzte Besitzer war seit vielen Jahren Wittwer und kinderlos. Mit ihm mußte die freiherrliche Linie aussterben und das Majorat auf einen Nebenzweig übergehen, auf welchem unser Lieutenant obenan saß. Es war ihm nicht sonderlich zu verdenken, daß er sich schon als den Besitznachfolger betrachtete und demgemäß auf Kosten der Zukunft lebte. Statt ihm aber den Gefallen zu thun, recht bald das Zeitliche zu segnen, kam der alte Freiherr auf den wunderlichen Gedanken, sich zum zweiten Mal, und

mit einer sehr jungen Dame, zu verheirathen. Sie gebar ihm einen Sohn, der noch am Leben ist und ein ganz kräftiger Junge sein soll, übrigens auch noch zwei Töchter. Der Lieutenant war dadurch um alle seine Hoffnungen betrogen und in eine wirklich ganz abscheuliche Lage gebracht. Das Weitere können Sie sich selbst denken. Daß er nicht am Leben verzweifelte, ist vielleicht seine schwerste Schuld. Etwas Ehrenrühriges lag allerdings nicht gerade vor. Verabschiedet stand er ganz blank da, hatte sich aber kostspielige Bedürfnisse angewöhnt und suchte sich die Mittel zu ihrer Befriedigung durch Spiel, Wetten auf dem Rennplatz, Vermittelung im Pferdehandel, Speculation auf die Eitelkeit der Weiber, zuletzt durch richtige Bauernfängerei zu verschaffen. So kam er mehr und mehr herunter und muß zuletzt böse Dinge getrieben haben, denn er hielt es für gerathen, sich nach Amerika zu absentiren. Wie er zu dem nöthigen Gelde gekommen ist, war Allen, die ihn kannten, ein Räthsel. Nun ist er vor mehreren Monaten, gänzlich versumpft, zurückgekehrt und scheint alles Schamgefühl verloren zu haben. Es wird doch wohl nicht lange dauern, bis wir in den Zeitungen den pikanten Bericht einer Gerichtsverhandlung zu lesen bekommen —: wieder

Einer! und so weiter. Man muß sich vorsehen, von ihm nicht auf die Zeugenbank gebracht zu werden."

Das erzählte er, während Leopold schon die Hand auf den Thürdrücker gelegt hatte.

„Also Renate soll ich —"

„Bestens grüßen. Ade!"

„Ade!"

XVI.

Aus dem Empfang, den ihm in Steinhausen sein Vater bereitete, mußte Leopold über jeden Zweifel klar werden, daß über seine Angelegenheit noch nicht gesprochen worden war. Zwar war er dem Lieutenant gegenüber ein ganz Anderer, als er sich Bernhard gezeigt hatte, trat mit aller Sicherheit auf und suchte zu beweisen, daß ihn die aristokratischen Formen, für die Leopold ein Verständniß mitbrachte, nicht genirten; es fehlte jedoch jede Andeutung, daß er vorläufig über etwas hinwegsehe, was zu verdrießlichen Erörterungen führen könne. Gelegentlich bemerkte er nur: „Ruhe Dich aus, lieber Sohn; wir sprechen morgen von dem, was mich veranlaßt hat, Dich herbeizurufen — hm, hm! es hat keine Eile.“

Frau von Müller war freundlich, aber ernst;

Leopold glaubte beobachten zu können, daß sie sich Zwang auflegte, was er auch ganz begreiflich fand. Ihm war dabei nicht wohl zu Muth. Wollte auch sie ihn noch eine lange Nacht in Ungewißheit lassen? Er lugte öfters nach ihr hin, ob sie ihm einen Wink zu geben habe. Aber ihr Gesicht blieb unverändert.

Ziemlich spät Abends kam Graf Eberhard Wiesel von Trumpen zum Besuch und brachte seinen Vetter, den Major Theobald mit. Er wunderte sich, Leopold in Steinhausen zu treffen und meinte: „War nicht kürzlich auch Ihr ältester Sohn hier? Glaube, gehört zu haben. Hätte übrigens wohl erwarten können, daß er sich in Trumpen vorstellte.“

Herr von Müller entschuldigte Bernhard etwas verlegen. „Ein eifriger Geschäftsmann — war nicht zu halten. Ich habe mit meinen Söhnen . . . hm, hm! Familienangelegenheiten.“

Die drei alten Herren setzten sich zu einer Partie L'hombre. Renate führte den Bruder in den Garten. „Hast Du eine Ahnung,“ fragte er sie, „weshalb der Vater mich herberufen hat? Ich erfahre erst jetzt, daß auch Bernhard . . .“

„Ich bin nicht eingeweiht,“ versicherte sie. „Vielleicht der bevorstehenden Hochzeit wegen.“

„Ich sagte Dir doch schon, daß Graf Benno grüßen läßt?“

„Ich konnte mir's ja auch denken. So unhöflich wird er doch nicht sein, das zu vergessen.“

„Nein, so unhöflich ist er nicht. Ich wünschte übrigens, er . . .“

Renate wartete ein Weilchen, ob er den Satz vollenden werde. Da er aber schwieg, fragte sie nicht weiter nach dem, was er auf den Lippen gehabt hatte.

Frau von Müller folgte ihnen bald nach. Der Wirthschaftsdirektor begleitete sie, mit dem sie nach Tisch über den Bau des neuen Schafstalles auf einem der Vorwerke gesprochen hatte. Kurze Zeit wurde die Unterhaltung zu Vieren fortgesetzt. Dann gab sie Leopold nun wirklich den erwarteten Wink, indem sie seinen Arm nahm und mit ihm voraus-ging. „Vergiß nicht, bald einmal nachzufragen, ob der Papa etwas braucht, Renate,“ sagte sie. „Adieu, Herr von Stein.“

Das war für diesen eine Aufforderung, sich zu verabschieden. Er zögerte damit aber so lange, bis die gnädige Frau nicht mehr sichtbar war, und ließ sich dann gern von Renate noch eine Weile aufhalten.

„Du hast mir da einen Brief geschrieben, Leopold —" begann Frau von Müller, nach dem Lindengang steuernd.

Er drückte ihren Arm. „Liebste Mama . . ."

„Einen Brief, der mich sehr begreiflich auf's Aeußerste bestürzen mußte."

„Allerdings, die Summe . . ."

„Was denkst Du Dir nur? Ich habe angenommen, daß die fünfzigtausend Mark, die ich Dir mit nicht geringer Mühe auswirkte, Dich in den Stand setzen würden, Deine Verhältnisse vollständig zu ordnen. Ich schrieb Dir das auch und machte Dich darauf aufmerksam, daß der Papa schon sehr schwierig zu werden anfange und Du allen Grund hättest, Dich nicht noch einmal in Verlegenheit zu bringen."

„Das schriebst Du mir freilich."

„Und jetzt? Es ist unerhört!"

„Liebste Mama . . ."

„Ja, ich frage: was denkst Du Dir nur? Wenn ich zusammenrechne, was Du schon gekostet hast . . . Dein Vater ist nicht so reich, als Du zu glauben scheinst, und er hat auch noch andere Kinder. Eine so ungeheuerliche Spielschuld sich aufladen! Das ist schon nicht mehr nur leichtsinnig gehandelt, das ist gewissenlos."

„Aber ich suchte Dir zu erklären, beste Mama —“

„Ich kann Dich nicht für entschuldigt halten. Wenn der Prinz nicht nüchtern war, so hatten die Kameraden die Pflicht, sich seinen Unsinnigkeiten zu widersetzen. Es wäre Dir nicht gegen die Ehre gegangen, zu erklären, Du spieltest nicht weiter. Aber was in jener Nacht geschah, hatte sich sicher schon öfters wiederholt, nur nicht mit ganz so traurigem Ausgang für Dich. Du häuftest Schulden auf Schulden, um dieser dämonischen Leidenschaft nachgeben zu können.“

„Aber ich versichere Dich, das Spiel ist gar nicht meine Leidenschaft. Es verursacht mir im Gegentheil ein sehr unbehagliches Gefühl, mag ich gewinnen oder verlieren. Es dem blinden Zufall überlassen, ob die Karte so oder so . . . es macht mir wahrhaftig wenig Spaß. Aber wenn man in der üblen Lage ist, sich entweder betheiligen zu müssen oder über die Achsel angesehen zu werden . . . Ich kann nicht sagen, so weit will ich gehen und weiter nicht. Jeder erste Schritt bedingt den folgenden. Und wenn ich mit offenen Augen in einen Abgrund springen müßte, ich dürfte nicht mit der Wimper zucken.“

„Du überzeugst mich nicht. Bis zu einem ge-

wissen Grade kann man sich allezeit die Gesellschaft wählen, deren Sitten man sich zu fügen hat."

„Nicht allezeit, liebste Mama. Du selbst hast meinem ganzen Lebensgange eine Richtung gegeben —"

„Darauf kommst Du immer zurück, wenn Du unverständige Anforderungen an mich stellst," unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. „Ich kann mich nicht verantwortlich erachten für alle Deine Thorheiten."

„Schilt mich aus," sagte er, „aber hilf!"

„Wie kann ich da helfen? Die Summe ist zu groß. Du nimmst einen erheblichen Theil Deines künftigen Erbes vorweg — und man kann ja noch nicht einmal mit Sicherheit wissen, was der Vater hinterlassen wird. Sein Vermögen steckt im Grundbesitz — die Zeiten können schlechter werden — Verluste sind nicht ausgeschlossen . . . und mein Einfluß auf ihn reicht auch nicht so weit."

Leopold seufzte. „Ja, dann . . ."

„Und gerade jetzt muß das passiren," setzte Frau Wendeline von einer anderen Seite ein, „gerade jetzt, wo der Vater sich mit Plänen beschäftigt, die Familie für alle Zeit zu sichern." Sie machte ihn mit diesen Plänen bekannt. „Der Vater berief Dich hierher, um Deine Meinung darüber zu erfahren."

„Ach das!" rief er. „Aber wie kann da ein

Zweifel sein —?“ Er merkte, wie nahe die Mama betheiligt war und hütete sich, zu widersprechen.

„Ich nahm im Voraus an, daß Du einverstanden sein würdest,“ antwortete sie befriedigt. „Wie könnte es auch anders sein? Du hast das Verständniß dafür, daß kein Opfer des einzelnen Familiengliedes zu groß ist, wenn es sich um den Flor der Familie handelt.“

„Allerdings, beste Mama.“

„Und an Dich war in erster Linie gedacht. Dein Bruder Bernhard scheidet ganz aus. Du kennst seine demokratischen Gesinnungen, seine Abneigung gegen den Adel. So hat er sich auch jetzt ausgesprochen, dem Vater zwar völlig freie Hand gelassen, aber ihn gebeten, auf ihn bei Gründung des Fideicommisses gar keine Rücksicht zu nehmen. Du freilich ... Aber Du wirst einsehen, daß Du, mit diesen Schulden beladen, gar nicht in der Lage bist, einen solchen Besitz anzutreten, daß der Zweck der Stiftung durchaus verfehlt werden müßte, wenn Deine Gläubiger Hand auf die Revenüen legen würden. Das Fideicommiß kann einem der Söhne nur als ein bevorzugtes Erbtheil zufallen. Wärest Du schon bei Lebzeiten des Vaters so weit im Vorschuß, so könnte Dir nicht ohne die schreiendste Ungerechtigkeit

gegen Deine Geschwister auch noch eine solche Zuwendung gemacht werden."

„Das sehe ich ein. Aber wenn ich nun ebenso wie Bernhard verzichten wollte —"

Sie richtete sich an seinem Arme auf. „Ja, wenn Du verzichten wolltest — dann ließe sich vielleicht über die Sache weiter reden. Aber bedenke —"

„Da ist nichts zu bedenken," fiel er ein. „Das Messer sitzt mir an der Kehle. Ich bitte Dich, gewisse Consequenzen, die ich für den Fall zog, daß mir durch Dich nicht geholfen werden könnte, nicht leicht zu nehmen. Ich hätte in der That keine andere Wahl ... Aber lassen wir das. Es ist mir jedenfalls eine tröstlichere Aussicht, nicht Besitzer des Fideicommisses zu werden, aber sonst recht erträglich weiter zu existiren, als allen Lebenswünschen jetzt schon ein Ziel setzen zu müssen."

„Es thut mir leid, daß Erwägungen dieser Art die Entscheidung geben müssen," bemerkte sie kopfwiegend. „Wenn Du glaubst, daß Du ohne einen immerhin empfindlichen zukünftigen Verlust das Nächste erreichen kannst — sprich doch selbst mit dem Vater. Es könnte den Anschein haben ..."

Er verstand sie. „Aber gewiß nicht,“ rief er in dem behaglichen Gefühl, ganz unerwartet die Gefahr vor Sturm und Klippen für sein stark schwankendes Lebensschifflein beseitigt zu sehen. „Es ist ja auch eigentlich nur ganz in der Ordnung, daß das Fideicommiß für Bruder Dagobert gestiftet wird. Er ist in dem Stande geboren, dem der Besitzer angehören soll, er stützt sich mütterlicherseits auf eine Reihe namhafter Vorfahren, und — was doch auch von Bedeutung ist — er wird voraussichtlich dem Vater am wenigsten gekostet haben. Daß er bei der Theilung des Nachlasses zur Ausgleichung ein beträchtliches Voraus erhielte, würde sich ja ohnedies ganz von selbst verstanden haben.“

Frau Wendeline ließ ihn ruhig aussprechen; jeder Satz bestärkte ihre Hoffnung mehr, das gewünschte Ziel zu erreichen. Sie brauchte nicht einmal vorsichtig zu diplomatisiren, Leopold kam ihr entgegen. „Und das wirst Du auch dem Vater sagen, wenn er mit Dir spricht?“ fragte sie.

„Versteht sich,“ versicherte er, „es ist meine aufrichtige Ueberzeugung.“

„Er darf nicht glauben, daß ich Dich überredet habe, lieber Leopold.“

„Du hast mich ja nicht überredet. Ich würde

die Unwahrheit sagen. Es wird mir aber ein wahres Vergnügen sein, mich Dir zugleich dankbar beweisen zu können."

„Verstehe mich recht; ich vermag auch so kein bestimmtes Versprechen zu geben."

„Das weiß ich ja. Aber Du willst Dich für mich beim Vater verwenden, ihm die Sache so darstellen, daß ich's bei ihm nicht für alle Zeit verschütte, auch ferner für mich mütterlich sorgen."

„Hm . . . wenn Du mir Dein Wort giebst, daß dergleichen Extravaganzen nicht wiederkehren —"

„Nie, nie! Du hast nichts zu befürchten. Solch eine Thorheit begeht man nur einmal."

„Gut denn — ich will Dir vertrauen," sagte sie, indem sie seinen Arm losließ und seine Hand schüttelte. „Meine Aufgabe ist nicht leicht, und ich übernehme da eine schwere Verantwortlichkeit dem Vater gegenüber. Sei es darum! Ich kann es nicht über's Herz bringen, Dich zu Grunde gehen zu lassen. Was ich für Dich thun kann, will ich thun."

Leopold küßte wiederholt zärtlich ihre Hand. Er fühlte sich ihr wirklich in diesem Augenblick zu größtem Dank verpflichtet. Wie sehr sie aus Berechnung handelte, kam ihm nicht zum Bewußt-

sein. Und warum sich den Kopf mit Gedanken beschweren, was künftig sein und nicht sein werde? Jetzt lebte er. Jetzt wollte er leben — jetzt konnte er leben!

Sie traten wieder in den Salon ein. Die Herren saßen noch am Kartentisch. Der Graf hatte gewonnen und war bei bester Laune. Als er endlich aufbrach, sprach er die Erwartung aus, Leopold in Trumpen wiederzusehen. Am liebsten nähme er ihn gleich mit. „Es ist schauerlich langweilig in Trumpen,“ setzte er lachend, aber nicht gerade ermunternd hinzu.

Herr von Müller war am anderen Tage freudig überrascht, bei Leopold ein so gutes und schnelles Verständniß für die Dinge zu finden, mit denen er ihn, diesmal ohne jeden Umweg, bekannt machte. Zu Wendeline äußerte er hinterher sehr erleichtert: „Du hast da einen ganz begeisterten Anhänger für Deine Idee. Hätte gar nicht geglaubt, daß Leopold so freudig darauf eingehen werde. Er ist ganz Feuer und Flamme!“

„Vielleicht, weil er sich selbst Hoffnung macht,“ meinte Wendeline.

„Nein, nein! Das ist eben das Merkwürdigste. Seine Uneigennützigkeit steht ganz außer Frage. Er

hat mir sogar dringend an's Herz gelegt — hm, hm! aber das behalte ich lieber für mich."

Man war allseitig in der besten Stimmung. Der Lieutenant ließ sich gern bereden, noch ein paar Tage zu bleiben. Es war ihm gewiß, daß es der Mama gelingen werde, dem Vater die bittere Pille beizubringen, und er wußte, daß sie damit jedenfalls bis nach seiner Abreise warten werde. Er fühlte sich deshalb jetzt ganz leicht und spielte in Steinhausen und Trumpen den liebenswürdigen Cavalier bei den Damen. Comtesse Helene machte er „schneidig" den Hof, und sie coquettirte dafür gefällig, immer gerüstet, seiner zu übermüthigen Galanterie mit leichtem Scherz Schranken zu setzen. Das in naher Aussicht stehende schwägerschaftliche Verhältniß gab ihrem Verkehr ganz von selbst eine freiere Form. Leopold gefiel dieser ungezwungene Ton, an den er durch seinen weiblichen Umgang gewöhnt war; Renate kam ihm neben Helene steif und pedantisch vor; er meinte zu bemerken, daß ihr das Plänkeln mit witzigen Redensarten, die stets mit Vorliebe die Grenzen des Erlaubten streiften, Unbehagen verursachte. Die Comtesse imponirte ihm, und seine Gedanken flogen um die Frage herum, ob es zu gewagt sei, mit einer Doppelverbindung der beiden

Häuser zu rechnen. Wurde seine Schwester eine Gräfin, warum sollte er nicht die Hand nach einer Gräfin ausstrecken dürfen?

Der alte Graf schien ihn zu ermuntern, und die Großtanten behandelten ihn wenigstens mit gnädiger Herablassung. Die Excellenz bewies der Uniform allen Respect, wie sie das von den Tagen ihres seligen Mannes her gewohnt war, und das Stiftsfräulein verleugnete nicht ganz die Neigung ihres guten Herzens, den jungen Leuten nachzuhelfen, was freilich in sehr putziger Weise geschah. Helene hielt sich nun auch stundenlang Vor- und Nachmittags in Steinhausen auf; die Freundschaft der beiden jungen Damen schien ungewöhnlich warm zu werden. Frau von Müller beobachtete und brauchte diesmal wenig Scharfblick, um herauszubringen, daß sich da etwas anbändelte. Es entsprach ihren Wünschen nicht. Sie sagte daher gelegentlich zu Leopold: „Comtesse Helene gefällt Dir, und sie ist wirklich ein ebenso hübsches als gescheites Mädchen. Schade, daß die Partie nicht paßt.“

„Sie paßt nicht?“ fragte Leopold etwas verblüfft. „Ich sollte doch meinen, für einen Lieutenant von Müller könnte die Verbindung —“

„Ach ja,“ fiel sie ein, „es wäre sonst nichts da-

gegen zu sagen. Du bist aber nicht reich genug, mein lieber Junge, ein armes Fräulein heirathen zu können, das die Bedürfnisse einer vornehmen Dame hat."

„Ein armes Fräulein —?"

„Comtesse Helene ist ein armes Fräulein. Ihr Vater hat nicht einmal genug gespart, ihr eine standesgemäße Ausstattung geben zu können. Es darf uns für Renate nicht gleichgiltig sein, daß das gräfliche Fideicommiß belastet werden müßte. Und wie es mit Deinen Vermögensverhältnissen steht — Du weißt ja doch, wie sehr Du Dir für lange Zeit die Hände gebunden hast."

Er fand es gerathen, mit einem lustigen Lachen darüber hinzugehen. „Aber was denkst Du denn von mir, beste Mama," sagte er. „Du wirst doch nicht im Ernst geglaubt haben, daß ich darauf ausgehe, mich zu binden? Ich! Das wäre wirklich ein leichtsinniger Streich, wie ich mich kenne. Nein, ich habe gut noch zehn Jahre Zeit, und wer weiß, ob mir dann nicht ganz die Lust vergangen ist . . . Spielerei! Ich hoffe, Comtesse Helene bildet sich nichts ein."

„Deine Huldigungen könnten immerhin einen vorsichtigeren Charakter haben, es möchte leicht eine

Verstimmung zurückbleiben, die sich auch anderen Personen mittheilen könnte, deren gute Laune wir nicht getrübt wünschen. Uebrigens bin ich ganz beruhigt. Du siehst ein, daß in gewissen Lebenslagen jede Thorheit sich verzehnfacht."

„Ich versichere Dich, liebste Mama —"

„Gut, schon gut, wir sind einig."

Am nächsten Morgen reiste Lieutenant von Müller nach Berlin zurück.

XVII.

Es gab in Steinhausen stürmische Auftritte, wie sie der alte Bau noch nicht erlebt hatte, seit Herr von Müller davon Besitz genommen. Eine Weile schien es, als ob Frau Wendeline ihre Macht weit überschätzt hätte. Der alte Herr erhob einen gewaltigen Lärm und wollte seinen Sohn für einen Verschwender erklären lassen. Er müsse sofort seinen Abschied nehmen und möge nach Amerika gehen, wenn er sich hier vor den Genossen seiner Orgien schäme. Wenn ein reicher Mann sein Hab und Gut verspiele, so sei das eine Verrücktheit, derenwegen er doch nur mit sich selbst abzurechnen habe; wenn aber ein junger Mensch, der nichts habe und nichts verdiene, am Spieltisch mehr verliere, als er in der Tasche trage, so sei das eine Unehrlichkeit, die Betrug oder Diebstahl völlig gleich stehe. Und nun

eine so unsinnig hohe Summe und dafür sein Ehrenwort verpfänden, was gar nichts anderes heiße, als dem Vater die Pistole auf die Brust setzen —! Aber er möge nur abdrücken. Durch das Herz könne ihm die Kugel gehen, finanziell ruiniren lasse er sich und seine Familie aber von einem ungerathenen Sohne nicht.

Wendeline suchte zu beschwichtigen, indem sie sich den Anschein gab, ebenso aufgebracht zu sein wie er, aber aus Sorge für ihn sich zu ruhiger Ueberlegung zu zwingen. „Du kannst und wirst ja thun, lieber Mann, was Dir das Richtige scheint," sagte sie, ihm das Kinn streichelnd, „aber ich bitte Dich instāndig, rege Dich nicht so sehr auf. Wie Dir schon das Blut in die Stirn getreten ist! Mein Gott! Dich kann ja auf der Stelle der Schlag treffen. Ich bitte Dich: ruhig, ruhig! Das ist einmal geschehen. Leopold kann selbstverständlich seine Schuld nur mit Deiner Hilfe berichtigen. Giebst Du das Geld nicht, so ist alles Weitere eigentlich ebenso selbstverständlich. Er muß den Abschied nehmen, ehe seine Ehrenscheine verfallen, und mag dann zusehen, zu welchem bürgerlichen Gewerbe er etwa tauglich ist und ob er außer Landes der Schmach entgeht, die er sich durch seinen Leichtsinn aufgeladen

hat, wenn er's nicht vorzieht . . ." Sie stockte absichtlich.

„Was — was?"

„Ich sagte Dir, was er als die nothwendige Sühne erachtet."

„Ach, das ist eine Drohung . . . Ich glaube nicht daran, daß es ihm Ernst ist. Ein junger Mensch hängt am Leben, und einer schwachen Stunde wegen . . . Nein, das ist nichts. Solche Drohungen sind nicht ernst gemeint."

„Du kannst wohl Recht haben — ich kenne Leopold nicht so gut, wie Du."

Er stutzte. „Du kennst ihn nicht so gut . . . Was heißt das?"

„Es wäre ja möglich, daß ihm in der letzten Minute der Muth fehlte —"

„Der Muth! Ein trauriger Muth. Ich schätze diesen Muth keinen gebogenen Heller werth."

„Du darfst doch nicht vergessen, daß Leopold Offizier ist und unter dem Einfluß von Anschauungen steht, die ihm kaum erlaubten, nach dem moralischen Werth eines gewissen Auskunftsmittels zu fragen."

„Du meinst also, Wendeline —?"

„Ich kann nur sagen, was ich selbst an seiner Stelle thäte."

„Und Du . . .“

Sie schwieg.

„Ach! es ist zum Verzweifeln.“ —

„Darf ich Dir einen Rath geben?“ begann sie nach einer Pause.

„Sprich.“

„Es wäre doch möglich, daß Leopold . . .“

Er seufzte widerwillig.

„Und wenn nicht, so wäre er Dir und der Familie doch todt. Ein Offizier, der sein Ehrenwort gebrochen hat, ein Mensch, der in's Ausland geht, weil er seine Spielschulden nicht bezahlt —“

„Ja — ja!“

„Aber mehr noch: die Familie, die ein solches Mitglied zu vertreten hat, leidet unter dessen so tiefem Fall mit. Angenommen, Leopold machte seine Drohung wahr — was würde Dir in eigenem Interesse anders übrig bleiben, als hinterher doch seine Schulden zu bezahlen . . . aus seinem nun freigewordenen Erbtheil gleichsam.“

„Aeh — äh! weshalb?“

„Es handelt sich um eine rein moralische Verbindlichkeit — um eine Anstandspflicht. Ich weiß, Du würdest ihr gegnügen.“

„Und wenn —“

„Siehst Du, das Geld ist immer verloren. Giebst Du es aber jetzt, so erhältst Du Dir nicht nur Deinen Sohn, sondern auch die Ehre Deines Sohnes und bewahrst Dich und Dein Haus vor einem Skandal, der sehr üble Folgen haben kann. Denke an Renate, denke an das Fideicommiß!“

Er seufzte wieder. „Auf diese Weise geschieht also doch . . .“

„Das Nothwendige. Du könntest Leopold ja die Bedingung stellen, daß er nach Erledigung dieser fatalen Angelegenheit seinen Abschied nimmt. Dagegen wäre gar nichts zu sagen. Er würde hier und im Auslande, ganz Deinen Wünschen entsprechend, eine Stellung suchen können, und wie Du in Deinem Testamente vorsorgst, daß sein Leichtsinn ihn nicht um die Mittel zu einer anständigen Existenz bringen kann, wird Dir gewiß der Justizrath an die Hand zu geben vermögen.“

Herr von Müller antwortete darauf nicht sogleich, ging aber etwas ruhiger im Zimmer hin und her und warf mitunter den Kopf auf, als ob er wohl etwas zu sagen hätte, was doch nicht zu sagen lohne. Endlich bemerkte er, vor ihr stehen bleibend: „Du bist eine kluge Frau, Wendeline. Von dieser Seite angesehen — und unter diesem Vorbehalt . . . Was soll man thun?“

Sie besprachen die Sache weiter auf dieser Grundlage. Wendeline bewies sich auch darin als eine kluge Frau, daß sie für jetzt selbst auf ihr stehen blieb und dem sehr beunruhigten Gemüth des alten Herrn Zeit ließ, sich langsam abzustillen. Es wurde als feststehend angenommen, daß Leopold aufhören werde, Offizier zu sein, und nur noch darüber hin- und hergesprochen, was weiter mit ihm anzufangen sei. Zum Kaufmann schien er ganz ungeeignet. Da er das Gymnasium schon mit dem Zeugniß der Prima verlassen hatte, war auch kaum zu erwarten, daß er es jetzt noch zum Abiturientenexamen bringen und sich einem gelehrten Beruf widmen werde, wozu ihm auch jede Neigung fehlte. Ihn zur Auswanderung zu bestimmen, schien doch sehr bedenklich, da seine Sprachkenntnisse schwach waren und ihm jede Vorbereitung zu irgend welchem Erwerb fehlte. Und das unliebsame Aufsehen, das eine solche Maßregel machen müßte! Es zeigte sich auch bald, daß Herr von Müller es gar nicht über's Herz werde bringen können, seinen Sohn, der doch eigentlich ein lieber Junge war, ohne den zwingendsten Grund zu verstoßen. Es blieb also nur die Landwirthschaft übrig. Man hatte genug Beispiele, daß verabschiedete Offiziere auf irgend einem großen Gut als „Volontairs“

eintraten, um sich so „in anständigster Stellung" die erforderlichen Kenntnisse zur selbstständigen Verwaltung eines Landguts zu erwerben.

Vorausgesetzt mußte dabei freilich werden, daß nach einigen Jahren das Landgut auch für den Herrn Sohn angekauft würde. Eine solche Aussicht zu eröffnen hatte aber Herr von Müller nicht die geringste Neigung. Sollte noch ein beträchtlicher Theil des Vermögens in schlecht rentirendem Grundbesitz angelegt werden? Und sollte der leichtsinnige Mensch freie Verfügung darüber erhalten, während der Fideicommißerbe beschränkt war? Daß Leopold dieser Fideicommißerbe nun nicht werden könnte, verstand sich von selbst. Ihn aber zeitlebens auf eine abhängige Stellung anweisen . . . das ließ sich doch gewiß nicht verantworten.

Diese Bedenken wurden wieder und wieder vorgezogen und führten endlich dahin, daß Herr und Frau von Müller schon nach vierundzwanzig Stunden darüber einig waren, es sei doch das Gerathenste, Leopolds militärische Carriere nicht zu unterbrechen. Allerdings müsse er scharf angefaßt und ernstlich bedeutet werden, daß ein solcher Fall sich nicht wiederholen dürfe, seine Schulden zum allerletzten Mal bezahlt seien. Er habe sie sich im vollen Betrage

auf seinen künftigen Pflichttheil anrechnen zu lassen, und es werde von seiner weiteren Aufführung abhängen, ob er überhaupt mehr als diesen Pflichttheil zu erwarten habe und nicht seine Enterbung verschulde. Er habe zu überlegen, ob ihm nicht die Versetzung zu einem anderen Regiment, sobald sie ohne Aufsehen erfolgen könne, selbst erwünscht sein müsse. Von diesen unliebsamen Verhandlungen zwischen Vater und Sohn dürfe Niemand sonst erfahren; nach außen sei der Schein besten Einvernehmens aufrecht zu halten.

Da man nun so weit war, hatte Frau Wendeline nur noch die geringste Mühe, ihren „lieben, verständigen Alten" zu überzeugen, daß ihn die Sache viel zu sehr aufrege, um selbst die Correspondenz mit Leopold führen zu können. Es sei Leopold der ganze Ernst zu zeigen, glauben werde er aber an ihn nur bei kühlster Behandlung der Angelegenheit, nicht bei zornigem und leidenschaftlichem Aufwallen. Herr von Müller, der wohl einsah, daß er ja doch seinen Weg nicht gehen könnte, gab in diesem Punkt eigentlich gern nach: er konnte sich einbilden, eine dirigirende Stellung auf einem erhöhten Standort einzunehmen. Frau Wendeline wurde also ermächtigt, die Ordnung der Dinge herbeizu-

führen, und erhielt die hierzu erforderlichen Cheks ausgehändigt.

Nun hatte sie's in der Hand, sich von Leopold Reverse geben zu lassen, wie sie ihren geheimsten Wünschen ersprießlich sein konnten.

Der Justizrath Dr. Klipp wurde benachrichtigt, daß die Stiftung des Fideicommisses jetzt fest beschlossene Sache sei, und gebeten, beim Oberlandesgericht um einen recht schleunigen Termin nachzusuchen.

Freilich war da noch immer für Wendelinens Wünsche ein unerfüllter Rest geblieben: der Name des Fideicommißerben sollte erst im Testament genannt werden. Sie hätte nicht eine zärtliche Mutter sein müssen, wenn sie jetzt einen letzten Vorstoß dorthin unterließ. Er schien so gute Aussicht auf volles Gelingen zu haben: Bernhard konnte ja doch nicht genöthigt werden, sich gegen seinen Willen etwas Gutes erweisen zu lassen, und Leopold hatte sich selbst ausgeschlossen. Dagobert kam also allein noch in Frage, und es sah unter solchen Umständen geradezu wunderlich aus, wenn er nicht schon bei der Stiftung des Fideicommisses als künftiger Majorathsherr eingesetzt wurde. Aber wie nahe sie es dem alten Herrn auch legte und wie zärtlich sie ihm

ihre Wünsche einzuschmeicheln suchte, hier bewies er einen zähen Eigensinn, dem kein Schritt des Entgegenkommens abzugewinnen war.

Unbegreiflich — ganz unbegreiflich! Wozu denn jetzt noch dieser Vorbehalt? Er antwortete mit Gründen, die gebrechlich wie Strohhalme waren. Das Eine nur stand unabänderlich fest: er wollte nicht! Und er wollte diesmal mit aller Energie nicht. Es schien so, als ob er nach Art schwacher Menschen, nachdem er auf der ganzen Linie zurückgewichen war, nun schließlich mit einem Kraftaufwand, als ob es ein Lebensprincip zu behaupten gelte, eine ganz unwichtige Position vertheidige. Er *wollte* eben nicht, und er wußte vielleicht selbst nicht einmal mit ganzer Sicherheit, weshalb er nicht wollte. Oder doch? Der Selbsterhaltungstrieb regte sich plötzlich mit ganzer Stärke. Wenn er jetzt schon Dagobert zum Fideicommißerben bestimmte, so hatte er sich selbst nichts zurückbehalten, was sich als ein Machtmittel gegen seine Frau brauchen ließ; alle ihre Wünsche waren erfüllt, und es ließ sich nur noch rechnen mit der Pflicht der Dankbarkeit. Wie anders, wenn er sich das letzte Machtwort vorbehielt! Es sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es zu Gunsten Dagoberts gesprochen wurde. Aber es war noch nicht gesprochen, und es blieb noch immer die

Möglichkeit einer anderen Wahl. Die Möglichkeit nichts weiter. Aber sie bedeutete für Wendeline eine tägliche und stündliche Mahnung, in ihrem Liebeswerk nicht nachzulassen. Ein Wort konnte alle ihre Bemühungen für ihren Sohn vereiteln! Der es zu sprechen hatte, blieb für sie ein Mächtiger. Wenn er Alles aus der Hand gab und behielt nur dieses eine Wort in seiner Gewalt, so hatte er, so viel er bis kurz vor seinem Lebensende brauchte.

Diese Erwägungen waren weit entfernt, sich selbst auf ihre Folgerichtigkeit zu prüfen. Im Gegentheil hatten sie guten Grund, sich zu verschleiern, da ihnen etwas Häßliches, der Argwohn gegen seine Frau, anhaftete. Sie ließen sich deshalb auch nicht in der Rede und Gegenrede klar herausstellen. Wendeline durfte nicht einmal merken, daß sie die bewegenden Mächte seien. Er sorgte also gewissermaßen selbst dafür, als eigensinnig zu erscheinen — eigensinnig, wie alte Leute nun mitunter ganz unberechenbar eigensinnig sind. Er wollte nicht! Für den Augenblick mußte seine kluge Frau sich bescheiden.

Da geschah etwas völlig Unerwartetes. Gegen die Fideicommißstiftung erhob sich Widerspruch von einer Seite, die man bisher gänzlich außer Betracht gelassen hatte.

XVIII.

Leopold war sehr vergnügt nach seiner Garnison zurückgekehrt. Es blieben zwar, das mußte er sich gestehen, „so manche Zweifel noch zu lösen“. Aber er zweifelte auch nicht, daß sie gelöst werden würden. Auf der Reise erst, da er mehrere Stunden in einem Coupee erster Klasse allein saß und sich langweilte, war ihm die Einsicht aufgegangen, daß der verehrten Mama am Ende dieser Zwischenfall nicht so ganz unerwünscht gekommen sein möchte. Nicht daß er deshalb sich Vorwürfe machte, zu weit entgegen gegangen zu sein . . . Pah! es verstand sich ja ohnedies von selbst, daß Dagobert begünstigt wurde, und die junge Frau, seine Mutter, bei dem alten Manne, seinem Vater, durchsetzte, was sie wollte. Aber nun wußte er sie doch stark interessirt. Was sie nicht ihm, würde sie sich und Dagobert zu

Liebe thun. Unter solchen Umständen beschwerte es denn auch sein leichtes Gemüth sehr wenig, daß sie sich mitten in den Sturm zu stellen hatte, während er nur abzuwarten brauchte, bis sich die Gewitter verzogen haben würden.

Uebrigens nahm er sich so ernstlich, als seine Natur ihn dazu befähigte, vor, nach dieser bösen Erfahrung ein anderes Leben anzufangen, sich in seinen Bedürfnissen einzuschränken und alle „waghalsigen“ Liebhabereien, wozu er den Verkehr mit gewissen Damen vom Ballet, den Rennsport und das Spiel rechnete, nach Möglichkeit abzuthun. „Nach Möglichkeit“ ließ ihm zwar noch immer innerhalb selbstgezogener Grenzen freie Bewegung, aber er war überzeugt, diesen Vorbehalt lediglich mit Rücksicht auf „kameradschaftliche Nöthigungen“ zu machen, und kam sich höchst tugendhaft vor. Einen bitteren Geschmack hatte ihm eigentlich nur die Begegnung mit Comtesse Helene hinterlassen, oder vielmehr das letzte Gespräch mit der Mama über sie. Schade, schade, daß die Verhältnisse nach beiden Seiten so ungünstig lagen! Sich das schöne und „pikante“ Fräulein zu gewinnen, wäre gewiß ein Leichtes gewesen. Aber die Mama hatte ganz Recht — leider. Wenn ihm da schon etwas zu Herzen

gegangen war, mußte es wieder heraus — „so bald als möglich“. Nun, und zu Herzen . . .? Darüber ließ sich doch noch reden.

Leopold suchte, sobald er durch einen Brief der Mama ganz beruhigt war, seinen künftigen Schwager auf, um ihn so nebenher wissen zu lassen, daß er in Kurzem jeder Verlegenheit enthoben sein werde. Er sprach davon in einem Ton, als ob es ihm ein Kleines gewesen wäre, mit dem alten Papa fertig zu werden. „Er hat jetzt den Kopf voll von ganz anderen, wichtigeren Dingen, die auch der Mama von großer Bedeutung sind.“ Graf Benno meinte, eine Andeutung auf seine nahe bevorstehende Verbindung mit Renate aus diesen Worten herauszulesen und machte eine bezügliche Bemerkung. Leopold lachte aber und antwortete leichthin: „Nein, meine Neuigkeit ist vom allerneuesten Datum: Steinhausen mit allen zugekauften Besitzungen soll Fideicommiß werden.“

„Was —?“ rief der Rittmeister ungläubig.

„Ja — wie Trumpen und Dörpfeld.“

„Es ist ja lächerlich!“

„Lieber Graf, wenn ich's Ihnen sage —“

„Aber für wen denn?“

„Das hat der Alte sich noch offen gelassen.

Für mich jedenfalls nicht und für meinen Bruder Bernhard, wie ich ihn kenne, noch weniger."

„Also —?" Der Rittmeister sah ihn mit einem stechenden Blick forschend an.

Leopold zog pfiffig die Augenbrauen auf und zuckte die Achseln. „Uebrigens ist die Sache wohl noch Geheimniß," bemerkte er. „Aber so nahe Sie unserem Hause stehen, thut's ja wohl nichts, wenn ich es Ihnen ausplaudere. Ist mir auch nicht verboten worden. Sie werden ja reinen Mund halten, bis der Papa selbst die Publikation veranlaßt."

„Weiß denn mein Vater davon?"

„Ich glaube nicht. Wozu auch?"

„Wozu auch?" wiederholte Graf Benno verbissen. Da er merkte, daß Leopold scheu wurde, brach er ab. Sobald er aber allein war, schrieb er an seinen Vater mit fliegender Feder einen Brief und theilte ihm „die Wundermär" mit. Er hatte sofort begriffen, welche Opfer das Fideicommiß Steinhausen von Renate, und somit von ihm, fordern mußte. „Diese verrückte Idee ist schwerlich in dem Kopf des alten Kaffeesurrogat-Fabrikanten entstanden," schrieb er. „Cherchez la femme! Hoffentlich kannst Du sie ihm noch ausreden, bester Papa. Es wäre ja gegen alle Kleiderordnung, wenn Müller und Schulze

mit und ohne Von in dieser Weise für den Flor ihrer Familien sorgten und das altehrwürdige Adelsinstitut der Majorate discreditirten. Aber auch abgesehen davon — wir haben ein Wort mitzusprechen. Es geschähe das gegen alle Voraussetzungen, die bei meiner Verlobung gegolten haben. Sieh' also bei Zeiten nach dem Rechten."

Graf Eberhard Wiesel lachte hell auf, als er diesen Brief zur Hälfte gelesen hatte. Als er aber zum Schluß gekommen war, hatte sich seine Stirn in Falten gezogen. „Was ist denn das wieder für ein närrischer Unsinn," murmelte er. „Die verehrte Cousine scheint übergeschnappt zu sein. Müller ist reich, wahrscheinlich sehr reich. Aber ob er so viel hat, jedem seiner vier Kinder ein Erbtheil im Werth von Steinhausen und Zubehör hinterlassen zu können —? Man hat angenommen, daß er den größten Theil seines Vermögens da hineingesteckt habe. Und wenn auch nur einen großen Theil . . . Zum Teufel! Das muß aufgeklärt werden."

Er fuhr noch denselben Abend nach Steinhausen, diesmal ohne seinen Vetter mitzunehmen. „Was ist das denn für eine wunderliche Geschichte," begann er sehr bald, „von der man da spricht? Wollen ein Fideicommiß stiften?"

„Wie wissen Sie, Herr Graf?" fragte Frau von Müller verwundert.

„Oh! spricht sich so herum," versicherte er. „Vielleicht nur ein albernes Gerücht."

Herr von Müller zuckte mit den Wimpern und schien mit einem etwas scheuen Blick Hilfe bei seiner Frau suchen zu wollen. Es machte sich zugleich ein unmuthig knurrender Laut vernehmbar.

„Es war unsere Absicht," sagte sie lächelnd, „in den nächsten Tagen von der vollendeten Thatsache in Trumpen Mittheilung zu machen. Ich weiß nicht, wer so indiscret gewesen ist, uns unbeauftragt zuvorzukommen. Aber um etwas, das geheim gehalten werden soll, handelt es sich ja allerdings nicht. Die Urkunde ist im Bureau des Notars entworfen und liegt bei Gericht."

„Also wirklich — wirklich," näselte der Graf, „Fideicommiß Steinhausen — also wirklich."

„Wir dachten einen Augenblick daran," fuhr Frau Wendeline fort, „Sie um Einsicht in die Stiftungsurkunde von Trumpen und Dörpfeld zu ersuchen, um uns danach richten zu können, kamen aber ganz rasch wieder davon ab. Es konnte Ihnen unlieb sein, und die Verhältnisse waren vermuthlich auch ungleich. Was vor ein paar hundert Jahren —"

„Ja, ja! vor ein paar hundert Jahren,“ fiel der Graf mißlaunig ein. „Majorat Trumpen ist historisch entstanden und entwickelt — hat sich aus alten Lehen und Freigütern zusammengesetzt — das gräfliche Archiv giebt darüber nicht gerade bequeme Auskunft. Später Testamente, Erbverbrüderungen, Erbfolgeordnungen nach autonomischem Recht des erbgesessenen Adels . . . Pah! so etwas wird nicht gemacht, es entsteht.“

„Aber jedes Ding muß seinen Anfang haben,“ meinte die gnädige Frau, die zu merken anfing, worauf der Graf zielte. „Wir sind wenigstens bemüht, nichts zu versäumen. Uebrigens ist Steinhus bereits vor Zeiten eine Herrschaft gewesen, die in den Landeschroniken eine Rolle spielt.“

„Ah — ja wohl! Aber das Geschlecht ist ausgestorben.“

„Wir wissen wohl, Herr Graf, daß die Anknüpfung wesentlich — wie soll man sagen? — idealer Natur ist. Unsere Neuschöpfung lehnt sich doch an historische Vorgänge an. Wir sorgen zugleich dafür, daß das Werk bis in die fernste Zukunft Bestand hat. Der Besitz ist größer als der zu Trumpen gehörige. Wir hoffen und erwarten, daß der Majoratsherr auf Steinhus neben dem Majoratsherrn auf Trumpen

nicht zu tief in den Schatten treten wird, wenn freilich auch der Glanz eines alten Namens nur mit der Zeit erworben werden kann.“

Herr von Müller war in seinem Lehnsessel mehr und mehr zusammengesunken; er hielt die Hände zwischen den Knieen, schob sie unaufhörlich über einander hin und drückte sie mit denselben. Das Gespräch war ihm höchst peinlich. Frau Wendeline fand es, da ihre Winke unbeachtet blieben, für erforderlich, ihn durch eine Anrede gleichsam aufzuwecken. „Nicht wahr, Erasmus,“ sagte sie, „das hoffen und erwarten wir.“

Er richtete sich ein wenig auf und nickte zustimmend. Er preßte dabei die Lippen zusammen und gab sich eine wichtige Miene.

„Aber, sehr verehrte Cousine,“ rief der Graf, „haben Sie es denn nöthig, das Ansehen der Familie zu stärken? Ich denke, wir haben bewiesen, daß wir unsere Nachbarn in Steinhausen auch ohnedies vollwürdig erachten, mit uns in die denkbar engste Verbindung zu treten. Wozu ein solcher Hocuspocus —

„Herr Graf!“

„Ach! ich spreche frei von der Leber weg, nenne das Ding beim rechten Namen. Hocuspocus! Was giebt heute Macht und Ansehen? Das Geld. Nichts

als das Geld. Täusche mich darüber nicht. Die alten Familien gelten nur noch etwas, soweit sie im Besitze — concurriren können, um einen kaufmännischen Ausdruck zu brauchen. Ihr Reichthum macht Sie zu etwas, lieber Vetter, nicht das Von vor Ihrem Namen. Hocuspocus! Und ein neugegründetes Fideicommiß ist wie ein neuerworbener Adel. In meinen Augen wächst Ihnen dadurch nichts an Verdienst und Ehren zu."

„Hm — hm — hm —," knurrte Herr von Müller puterroth.

„Sie wissen, wie ich Sie verehre," lenkte der Graf ein. „Kann durch ehrliche Aussprache gar nicht in Verdacht kommen, den Schwiegervater meines einzigen Sohnes und Erben verletzen zu wollen. Absolut ausgeschlossen. Aber das mit dem Fideicommiß — wirklich, unglückliche Idee. Ist so gar nicht zeitgemäß, steht geradezu im Gegensatz zu allen wirthschaftlichen Principien der Jetztzeit —"

„Herr Graf!" unterbrach Frau von Müller mit Schärfe. „Müssen wir das von Ihnen hören, einem berufenen Vertreter der Aristokratie, dem Mitgliede des hohen Herrenhauses? Diese demokratischen Irrlehren aus solchem Munde ... Es ist mir unbegreiflich."

Graf Eberhard ließ vom linken Mundwinkel hin-

auf nach dem Auge die Muskeln spielen und schnüffelte dazu, wie wenn er beim Diner eine pikante Speise röche. „Ah!“ sagte er, die Hand mit zwei ausgestreckten Fingern leicht vor sich hin bewegend, „wir sind unter uns, verehrte Cousine, ganz unter uns. Es wäre lächerlich, uns eine Comödie spielen zu wollen. So ein Ding — ein Fideicommiß — nun ja! wenn's einmal in der richtigen Zeit gestiftet war und sich dann so in die ganz anders geartete Gegenwart hineinschleppt — man muß es ja hinnehmen, wie sonst etwas Unabänderliches, in das man hineingeboren ist, muß sich darein zu finden suchen, so gut es geht. Glauben Sie mir, ist doch oft verdammt unbequem. Ich spreche aus langer Erfahrung — aus meiner eigenen, verehrte Cousine, und aus der vieler anderer Leute, die in derselben Lage sind — ich spreche aus einer alten Familientradition heraus. Man hängt's ja nicht an die große Glocke — wäre sehr thöricht. Wenn man aber unter sich ist . . . Behaupte dreist, daß die Fideicommißwirthschaft seit Jahrhunderten tausend Mal mehr Unheil als Segen gebracht hat. Meine nicht einmal dem Lande — was ginge uns das au fond an? Aber den Familien selbst. Jede hat da ihre Geschichte mit ihren vielen schwarzgerandeten Blättern. Ist

ja doch unnatürlich, daß von mehreren Kindern desselben Vaters und derselben Mutter das eine Alles und die andern zusammen nichts haben sollen. Rächt sich schon in der Kinderstube. Herrschsucht, Ueberhebung, Neid, Mißgunst treiben ihr böses Spiel. Schnödester Undank der Kinder gegen die Eltern ist fast nothwendige Folge dieser Besitzordnung. Der älteste Sohn — was hat er seinem Vater zu danken? Er erbt nicht von ihm, er kann nicht ausgeschlossen werden. So ein Bengel von zehn Jahren fühlt sich schon, ich weiß es leider von mir selbst, als den künftigen Herrn von des Stifters Gnaden. Die jüngeren Geschwister aber, sobald sie merken, daß für sie nur aus den Revenüen gesorgt werden kann, passen dem Vater ängstlich auf, das er etwas bei Seite lege, damit sie nicht künftig neben dem Herrn Bruder Nummero eins eine Lumpenexistenz führen. Ich wähle absichtlich den Ausdruck stark. Zwistigkeiten sind in solchen Familien an der Tagesordnung. Es giebt verlorene Söhne in Masse, und oft auch verlorene Töchter. Selbstmord ist keine Seltenheit. Wie gesagt: man muß das hinnehmen, wo es so von Alters hergebracht ist. Aber solches Unheil neu stiften — gleichsam seinem ganzen Stamm einpfropfen — ah! dazu gehört Courage.“

Er hatte sich warm gesprochen und schnaufte nun, um wieder zu Athem zu kommen. Eine aufrichtige Ueberzeugung schien aus ihm zu sprechen. Frau Wendeline hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu, während ihr Mann wahrscheinlich der Meinung war, daß er den Grafen noch nie so verständig habe sprechen hören, und nach jedem Satz unbedenklicher nickte. „Aber das ist ja ein so einseitiges Urtheil,“ rief sie ganz aufgebracht, „daß man sich unwillkürlich fragt, welches Interesse . . .“ Sie brach ab und sah den Grafen forschend an.

„Einseitig —“ antwortete er, ohne sich beirren zu lassen, „kann sein. Aber was auf der anderen Seite steht, springt Ihnen von selbst in die Augen. Und welches Interesse mich leitet? Nun — nehmen Sie mich, wenn Sie an eine freundschaftliche Theilnahme nicht glauben, für den Advocaten meines Sohnes — auf Grund vermutheter Vollmacht, nennen's die Juristen.“

Nun wurde Herr von Müller aufmerksam. „Ihres Sohnes —,“ wiederholte er hüstelnd, „Ihres Sohnes . . . hm, hä! Da begreife ich doch nicht, was Ihr Sohn dagegen einwenden kann —“

„In der That unbegreiflich,“ ermuthigte ihn Wendeline.

„Erlauben Sie,“ fiel der Graf ein. „Ich denke, mein Sohn ist der verlobte Bräutigam Ihres Fräulein Tochter.“

„Allerdings —“

„Nun also! Es versteht sich ja von selbst, daß eine aufrichtige Herzensneigung das junge Paar zusammengeführt hat — darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber die Annäherung von Seiten meines Sohnes, des künftigen Besitzers von Trumpen, war doch nur unter gewissen Voraussetzungen möglich, das werden Sie zugeben.“

„Welchen Voraussetzungen, Herr Graf?“

„Ah! Erschweren wir uns doch die ganze freundschaftliche Verhandlung nicht durch den Anspruch, selbstverständliche Dinge mit unerquicklicher Deutlichkeit gerade herauspoltern zu müssen. Aber wie Sie wollen. Es ist, denke ich, ein Unterschied, ob mein Sohn die gleichberechtigte Erbtochter des Herrn Erasmus von Müller, meines verehrten Freundes, heirathet, oder die Schwester des Fideicommißbesitzers von Steinhausen. Es kann ein Unterschied sein, und Sie müssen mir als dem Vater verzeihen, wenn ich mir darüber Gewißheit verschaffen möchte. Aufrichtig gesagt, ich habe angenommen, daß Sie Ihre einzige Tochter dermaleinst mit Rücksicht auf die

jedenfalls sehr noble Partie vor den Brüdern angemessen begünstigen würden. Nun kenne ich zwar Ihre Vermögensverhältnisse nicht so genau, lieber Herr Vetter, glaube aber von Ihnen selbst gehört zu haben, daß Sie sich den Landerwerb und Schloßbau unverständig viel Geld hätten kosten lassen, und fürchte, es ist nicht so viel übrig geblieben, daß Sie Ihren anderen Kindern in derselben Weise gerecht werden können. Sollte ich darin irren —"

Nun aber riß Herrn von Müller die Geduld. Er reckte den wackelnden Kopf aus der Binde heraus, rollte die Augen und gab prustende Laute von sich. „Herr Graf," unterbrach er, „das geht entschieden zu weit. Ich bin Herr in meinem Hause und Vater meiner Kinder."

„Ja, ja, ja!" fiel der Graf ein, „aber —"

„Ich dulde da keinen Einspruch," eiferte der kleine Herr weiter, „keinen Einspruch, von welcher Seite er auch komme — keinen Einspruch. Die Ehre, dem gräflich Wiesel'schen Hause verschwägert zu werden, weiß ich zu schätzen. Wenn ich mir aber Vorschriften darüber machen lassen soll, welche Ausstattung meine Tochter —"

„Aber verstehen Sie mich doch nicht falsch. Von der Ausstattung ist ja gar nicht die Rede, sondern . . .

Mein Himmel! man kann sich ja über diese Dinge ganz freundschaftlich verständigen."

„Nein, nein, Herr Graf," mischte sich nun auch Frau von Müller ein, „mein guter Mann hat da ganz Recht, sich verletzt zu fühlen. Ich bin verwundert, Sie auf so unzarte Weise von uns über unser Thun und Lassen Rechenschaft fordern zu hören. Wir sind, als wir das Verlöbniß genehmigten, keinerlei Bedingungen eingegangen —"

„Aber es war doch selbstverständlich, verehrte Cousine —"

„— und werden uns jetzt auch keine Bedingungen stellen lassen. Hoffentlich genießen wir so viel Vertrauen —"

„Aber wer bestreitet das?"

„— daß wir selbst zu beurtheilen wissen, wie weit wir eine ungleiche Theilung verantworten können. Ich bitte Sie, diesen Gegenstand fallen zu lassen, Herr Graf. Sie gehen in Ihrer väterlichen Sorge zu weit. Wenn Benno unsere Renate liebt —" Sie zwang sich, ihm wieder hold zuzulächeln und reichte ihm die Hand.

Der alte Graf zog sie galant an die Lippen und ließ sie da eine Weile ruhen. „Ich bitte Sie, sich's noch einmal freundlich zu überlegen," bat er. „Es

ist wirklich kein Segen dabei. Ich könnte Ihnen noch die tollsten Exempel vorführen. Aber Sie legen mir Schweigen auf, und ich — gehorche pflichtschuldigst.“ Er fuhr sehr verstimmt ab.

Als Herr und Frau von Müller allein waren, brach der Unmuth stürmisch vor.

„Das ist eine Unverschämtheit,“ rief der kleine Herr. „Sich in meine Angelegenheiten einmischen -- mir vorschreiben, wie ich mein Geld . . . Eine Dreistigkeit ohnegleichen, eine echt gräfliche Unverschämtheit!“

„Lieber Erasmus —“ suchte Wendeline, der selbst die Röthe auf den Wangen noch festsaß, zu begütigen.

„Ei was!“ wies er sie zurück. „So sind diese sogenannten vornehmen Leute!“

„Du vergißt —“

„So sind sie. Selbstsüchtiges Interesse durch und durch! Uns ausnützen für ihre Zwecke . . . Ich hab's gleich gesagt, daß Graf Benno es nur auf die reiche Mitgift absah. Nun er merkt, daß er nicht ganz richtig gerechnet haben könnte —“

„Aber von ihm wissen wir ja noch gar nichts. Ich finde es nur zu begreiflich, daß Du über diese wirklich etwas dreiste Einmischung aufgebracht bist.

Das darf Dich doch nicht zu ungerechten Beschuldigungen verleiten. Die Hauptsache ist, daß wir zeigen, festzustehen und uns von unserem Wege nicht abdrängen zu lassen. Was der Graf jetzt versucht hat, versucht er dann nicht zum zweiten Mal. Daß Renate uns Schwierigkeiten verursachen könnte, ist mir wirklich bisher nicht im Traum eingefallen. Es darf auch nicht sein."

„Warum nannte der Graf nicht gleich die Summe, für die sein Sohn zu haben wäre? Unerhört! Es wird hier doch nicht eine Judenheirath geschlossen?"

„Erzürne Dich nicht noch mehr. Schreibe heute noch an Dr. Klipp und bitte um Beschleunigung des Termins. Oder besser noch: melde Dich dem Gericht für einen bestimmten Tag in dieser Woche an. Wende Dich an den Präsidenten persönlich, das führt am glattesten zum Ziel."

Der gekränkte Mann war jetzt zu Allem bereit.

Wenige Tage später wurde die Stiftungsurkunde des Fideicommisses Steinhausen verlautbart.

XIX.

Der Briefwechsel zwischen dem Lieutenant Leopold von Müller und seiner verehrten Mama wurde jetzt eine Weile recht lebhaft. Es war eine sehr geschickte Art, wie Frau von Müller die böse Geldangelegenheit ordnete, ohne ihre „freiere Anschauung von dergleichen unausweichbaren Fatalitäten" zu verleugnen, doch der Entrüstung des „an den Begriff bürgerlicher Solidität gewöhnten" alten Herrn kräftigen Ausdruck gab, und, ohne ihm mit zu weitgehendem Vertrauen die Verwendung der angewiesenen Summen zu überlassen, doch die Empfindlichkeit des Offiziers gewissen Gläubigern gegenüber zu schonen wußte. Die eingelösten Ehrenscheine ließ sie sich zuschicken — um sie sogleich nach genommener Einsicht zu vernichten, wie sie sagte. Sie vernichtete sie nicht, sondern bewahrte sie sorgsam

auf. Es konnte eine Zeit kommen, in der es ihr wünschenswerth sein möchte, ihm diese Zeugen einer glücklich abgewendeten Gefahr vor Augen zu stellen.

Er selbst schrieb in den gefälligsten Formen und nannte sie wiederholt seinen besten und zuverlässigsten Freund. Er bat, ihn wegen des Gesuchs um Versetzung in ein anderes Regiment nicht zu drängen. Vielleicht gelänge es ihr durch ihre Verbindungen, zunächst eine Abcommandirung zu irgend einer außerordentlichen Dienstleistung, etwa bei einer Gesandtschaft, zu erwirken. Er werde dann manches unbequeme Band lösen, mindestens lockern können, und später freie Hand haben, seine Wünsche zu äußern. In einem seiner Briefe bemerkte er am Schluß: „Daß ich's nicht wieder vergesse, liebste Mama — da war kürzlich ein Herr von Ohlschütz bei mir, Premier außer Diensten und jetzt, ich weiß nicht was, jedenfalls weniger als sehr wenig. Um es mit dem richtigen Wort zu bezeichnen: er bettelte mich an, und was vielleicht noch charakteristischer ist, er lehnte zwanzig Mark nicht ab. Im Verlauf des Gesprächs behauptete er, daß er ein alter und ehemals sehr guter Bekannter von Dir sei, bat mich auch, ihn Dir gelegentlich zu empfehlen. Es ist mir in Steinhausen nicht eingefallen. Jetzt aber

hat er sich mir wieder in Erinnerung gebracht und nochmals meine Hilfe in Anspruch genommen, da er eine nothwendige Reise vorhabe, die ihn wahrscheinlich jeder weiteren Verlegenheit überheben werde. Er reist also auf meine Kosten, und ich wünschte, er käme nicht wieder. Da sich aber die Erfüllung dieses Wunsches kaum hoffen läßt, so halte ich's doch für gerathen, bei Dir anzufragen, ob Du ihn wirklich kennst und was Du von seiner Vergangenheit weißt. Verdient er Rücksicht, so kann vielleicht etwas für ihn geschehen. Wenn nicht, so werde ich nicht weiter gehindert sein, dem aufdringlichen Menschen mit aller Entschiedenheit die Thür zu weisen und seine Briefe uneröffnet zurückgehen zu lassen."

Frau von Müller hatte die Farbe gewechselt, als sie diese Stelle las. „Der Unverschämte!" hatte sie leise vorgestoßen und die Zähne zusammengebissen. Es befand sich Niemand außer ihr im Zimmer, so daß sie sich keinen Zwang aufzulegen brauchte. Das war der Strolch, der sie in Berlin anzusprechen gewagt hatte, als ihr Wagen zeitweilig nicht vorwärts konnte. Nun stellte er sich ihr anderswo in den Weg. Es war Absicht, daß er bei Leopold jene älteren Beziehungen erwähnte. Ganz unwahrscheinlich, daß er dabei stehen blieb. Was wollte

er noch? Er war abgefunden. Sie zog den Fensterflügel auf und fächelte sich mit der Hand Luft zu. „Ah — —.“ Es war ein Seufzer aus gepreßter Brust.

„Nein! es muß ein Ende haben.“

Sie überlegte nur noch, ob sie in ihrem Antwortschreiben die Frage ganz übergehen, oder ob sie Leopold ernstlich warnen sollte. Es war vielleicht sicherer, ihm sein Verhalten vorzuschreiben. Aber was könnte sie ihm sagen? Die ganze Wahrheit gewiß nicht. Nach Tagen entschloß sie sich, den Gegenstand mit einer leichten Wendung abzuthun. „Ein Herr von Ohlschütz,“ schrieb sie, „vermuthlich derselbe, von dem Du erzählst, glänzte einmal als Stern der Gesellschaft und hat auch mir geleuchtet. Ich würde es sehr liebenswürdig finden, daß er sich meiner erinnert, wenn ich nicht aus Deiner Schilderung entnehmen müßte, daß es ein sehr zweifelhaftes Vergnügen geworden ist von ihm gekannt zu sein. Ich bitte Dich also nicht, ihm zu danken, und würde meinerseits nichts dagegen haben, wenn Du seinen Niedergang aufzuhalten keine Neigung verspüren solltest. Jedenfalls nimm bei seiner Abfertigung auf mich nicht die mindeste Rücksicht.“

Der Brief war jedoch noch nicht lange abge-

sendet, als Herr von Müller, welcher mit dem Wirthschaftsdirektor zur Besichtigung eines Vorwerks ausgefahren war, recht verdrießlich die Nachricht nach Hause mitbrachte, man sei auf der Landstraße in der Nähe vom Arnsfelder Kruge einem Menschen begegnet, der ihn lebhaft an den abgedankten Offizier erinnerte, zu dessen Beförderung nach Amerika er vor etwa sechs Jahren beigetragen. „Auf Dein dringendes Fürwort, Wendeline," setzte er hinzu. „Trotz seines jetzigen schäbigen Aussehens — es giebt Figuren und Physiognomien, die man nicht vergißt."

„Du meinst Herrn von Ohlschütz," antwortete Wendeline möglichst unbefangen, obgleich sie Mühe hatte, den Ton durch die Kehle zu pressen. So war es also gewiß, daß er sich von Leopold das Reisegeld erbettelt hatte, um sie hier zu beunruhigen; „aber wie sollte der . . . Du mußt Dich getäuscht haben."

„Ich glaube nicht."

„Herr von Ohlschütz ist damals wirklich nach Amerika gegangen, ich habe mich davon überzeugt."

„Ja, ja — kann sein. Er erhielt von mir auf Deine Verwendung ein Capital —"

„Die Summe war recht beträchtlich. Es schien

mir wünschenswerth, in diesem Falle, wo es sich um die mögliche Rettung eines Jugendfreundes handelte, nichts Halbes zu thun."

Herr von Müller schob das Kinn auf dem Stehkragen hin und her. „Eines Jugendfreundes — hm, hm! ja, Du sagtest . . . das heißt, was man sonst so unter einem Jugendfreunde versteht —"

Wendeline lachte.

„Du scheinst noch immer eifersüchtig auf ihn zu sein. Es war sehr komisch damals, wie Du Dir allerhand schwarze Gedanken machtest. Ich hatte Dir freilich nicht verschwiegen, daß er vor Jahren, als ich noch ein ziemlich junges Ding war, sich recht fleißig um mich bemühte. Natürlich war er älter als ich, und mit ihm aufgewachsen bin ich nicht. Aber da er mich schließlich doch sitzen gelassen hatte, und ich ihm aus der Zeit meiner Jugend her noch eine gewisse Freundschaft bewahrte —"

„Gut, gut! Es kam mir nur so vor, als ob die Sache mit ganz unnöthiger Heimlichkeit betrieben war. Als ich mich darüber vielleicht etwas ungehalten äußerte, gabst Du meinem Verdruß eine Auslegung, die jetzt wiederkehrt."

„Aber so verstehe doch Scherz," mahnte sie, ihm die Wange streichelnd. „Ich denke, wir könnten ein=

ander nun endlich kennen. Also Ohlschütz . . . Nein, ich kann's nicht glauben. Er sitzt irgendwo in Amerika und wird mit dem Gelde, das er Deiner Großmuth verdankt, ein reicher Mann geworden sein. Und wenn nicht, weshalb sollte er hier —"

„Liebes Kind, ich habe schon damals die Meinung gehabt, daß das Geld fortgeworfen sein werde. Ich mochte Dir nichts abschlagen — gerade in jener Zeit — hm, hm! Es thut mir auch nicht leid. Aber wenn das kein Irrthum sein und dieser Mensch die Dreistigkeit haben sollte . . . Das wollte ich Dir nur sagen, liebes Kind: noch einmal bin ich nicht zu haben. Für so einen Vagabunden! Du hättest ihn nur sehen sollen. Ich rathe Dir, ihn gar nicht vorzulassen. Es ist für ihn geschehen, was geschehen konnte. Noch einmal greife ich nicht in die Tasche, das sage ich mit aller Entschiedenheit."

„Du sprichst so sonderbar zu mir," bemerkte Frau Wendeline empfindlich. „Wie kannst Du mich für so unvernünftig halten! Wenn Herr von Ohlschütz unverschämt genug sein sollte . . . Wir sind miteinander fertig."

So entschieden das klang, so schien Herr von Müller doch nicht ganz befriedigt, nicht einmal äußerlich beruhigt zu sein. Er nahm nicht nochmals das

Wort, um die ungewöhnliche Heftigkeit seines Tones zu rechtfertigen, er that aber auch nichts, sich wegen desselben zu entschuldigen, sondern ging noch eine Weile mit finsterer Miene auf und ab, von Zeit zu Zeit ein Kratzen in der Kehle durch ein Räuspern beseitigend, und verschwand dann in seinem Zimmer, dessen Thür offen stand. Es mußte da ein Vorfall berührt sein, der ihn einmal tief verdrossen hatte, mit dem er sich vielleicht schon damals nicht vollständig abfinden konnte. Sicher platzte nicht nur der Aerger über einen unnützen Geldaufwand nochmals heraus; die Nähe dieses Menschen regte ihn auf, dessen freundschaftlichen Verkehr im Hause er hatte dulden und dessen Entfernung um jeden Preis er dann hatte fördern helfen müssen. Es war in seinen Beziehungen zu Wendeline für ihn etwas unaufgeklärt geblieben. Er hatte das vergessen können, aber er wollte nicht wieder daran erinnert sein.

Auch Frau von Müller hatte offenbar die Nachricht, daß Herr von Ohlschütz sich heranwagte, viel peinlicher berührt, als sie sich in Gegenwart ihres Mannes hatte den Anschein geben wollen. Nun sie allein war, flammte die Röthe rasch über Wangen und Stirn hin, um gleich wieder zu verschwinden und weiße Flecke zurückzulassen, die sich erst nach

Minuten mit der fahlen Gesichtsfarbe ausglichen. In den Augen blitzte das Zornfeuer, die Nasenflügel bewegten sich zuckend und die Zähne bissen sich in die Lippen ein. „Was will er noch?“ murmelte sie. „Nein, nein! es muß ein Ende haben. Jetzt keine Schwäche! Er soll begreifen . . .“ Sie sah sich scheu um, als ob sie schon zu viel verrathen hätte. Und dann strich sie mit den Fingerspitzen über die Schläfen hin und lächelte. „Was fürchte ich denn? Es ist nichts. Nur ein wenig Festigkeit — nicht handbreit nachgeben! Mein guter Mann soll sehen, daß ich den da nicht zu fürchten habe.“

Am nächsten Morgen wurde ihr von der Zofe ein Billet überbracht, das soeben ein Junge vom Krüger aus Arnsfelde eingereicht habe. Frau von Müller erkannte die Handschrift schon auf der Adresse. „Wahrscheinlich wieder eine Bettelei,“ sagte sie. Sie öffnete und las in Gegenwart des Mädchens. „Eine unverschämte Bettelei,“ bestätigte sie. „Wenn der Junge wiederkommt, sagen Sie, es sei keine Antwort nöthig. Es soll ihm auch nichts wieder abgenommen werden. Verstehen Sie?“

„Gewiß, gnädige Frau,“ versicherte das Mädchen, über den heftigen Ton verwundert.

Das Billet lautete: „Es thut mir leid, Ihnen nicht Wort halten zu können, verehrteste Frau. Die Umstände sind mächtiger, als unser Wille. Ich habe Unglück gehabt, Alles verloren — bis auf den letzten Rest von Achtung vor mir selbst. Nehmen Sie dieses Geständniß ganz wörtlich! Ich lebe und muß deshalb leben. Dieses Muß schreibt mir unerbittlich mein weiteres Verhalten vor. Ersparen Sie sich alle Vorwürfe, sie könnten mir nur sagen, was ich weiß. Aber handeln Sie kaltblütig und verständig in Ihrem eigenen Interesse. Ich rechne auf Ihre Klugheit. Geben Sie mir die Möglichkeit, wieder verschwinden zu können, und ich verspreche Ihnen . . . Aber das hat keinen Werth für Sie. Für mich auch nicht. Nöthigen Sie mich nicht wiederzukommen, das ist das sicherste Mittel mich fern zu halten. Meine Ansprüche sind ziemlich bescheiden, wollen aber dauernd befriedigt sein. Es wird sich darüber reden lassen. Schriftliche Verhandlung möchte Ihnen leicht unbequem sein. Lassen Sie mich deshalb wissen, wann und wo ich Sie sprechen darf. Um anständig vor Ihnen erscheinen zu können, brauche ich eine angemessene Summe im Voraus. Uebergeben Sie dieselbe im geschlossenen Couvert meinem Boten; er ist ein dummer Mensch,

auf den ich mich ganz verlassen kann. Tausend Mal wegen dieser nothgedrungenen Belästigung um Entschuldigung bittend, Ihr bis in den Tod treu anhänglicher K. v. D."

Diese Schreibweise war empörend. Wendeline perlten Thränen wie glühende Bleitropfen über die Wangen. Sie sollte sogleich wissen, daß ein Entrinnen unmöglich sei: er bat nicht, er befahl. Jeder Einwand war vorweg genommen; nur noch über die Höhe des Tributs schien die Verhandlung offen gelassen zu sein. Sie hatte in Gegenwart der Zofe die Zeilen nur überflogen; aber auch jetzt, wo sie ihren Inhalt genau kannte, war es ihr nicht möglich zu bedauern, daß sie den Schreiber so rasch und entschieden abgewiesen hatte. Er will mir andeuten, daß er jeder Gemeinheit fähig ist, überlegte sie, um mich in Furcht zu setzen und seinem Willen zu unterwerfen. Wenn dieser Zweck aber nicht auf der Stelle erreicht wird, so versagt das Mittel überhaupt. Er renommirt mit einer Schlechtigkeit, an die er selbst nicht glaubt. So tief kann dieser Mensch nicht gesunken sein, daß ihm jeder Rest von Schamgefühl verloren gegangen. Er setzt seinem Opfer die Pistole auf die Brust, aber er drückt nicht ab, wenn es sich unerschrocken zeigt. Und womit droht

er denn noch? Alle schriftlichen Documente sind vernichtet, seinem Wort wird Niemand glauben. Er versucht nur, ob ich mich einschüchtern lasse. Gelingt ihm das, so hat er gewonnenes Spiel; die geringste Nachgiebigkeit von meiner Seite bringt mich in seine Gewalt. Nein, nicht den kleinsten Schritt entgegen! Es war schon Thorheit, daß ich damals seinem Drängen nachgab. Ich hätte wissen können, daß ihm die Kraft fehlte, sich durch Arbeit wiederherzustellen. Zum zweiten Mal täusche ich mich nicht selbst!

Sie bedachte auch, ob sie ihrem Manne Mittheilung machen solle. Die Drohungen ihres Verfolgers verloren alles Gewicht, wenn er sah, daß sie vor ihrem Manne kein Geheimniß hatte. Aber dann mußte sie diesen Brief vorzeigen, der dem Argwohn so viel zwischen den Zeilen zu lesen gab. Und argwöhnisch war ihr Mann. Er hatte in dem früheren Verlobten seiner Frau, der sich ihr so keck näherte und nähern durfte, einen gefährlichen Rivalen gesehen, und er war nicht ganz von der Grundlosigkeit seiner heimlichen Befürchtungen überzeugt gewesen, als er ihrer Bitte nachgab und wirklich „hochherzig" den alten Freund zur Reise nach Amerika ausstattete. Das geschah zu der Zeit, als sie ihm

ein ganz unerwartetes Glück verkünden durfte. Wie konnte sie allen seinen Gedankenwindungen nachgehen und zu entscheiden wagen, welchem letzten Beweggrund sie seine Nachgiebigkeit verdankte?

Frau von Müller zerriß den abscheulichen Brief und verbrannte die Fetzen. Sie war entschlossen, den frechen Menschen ganz unbeachtet zu lassen. Aber diesem Entschluß treu zu bleiben, wurde ihr schwerer gemacht, als sie vorhergesehen hatte. Herr von Ohlschütz war zähe. Er schrieb ihr wiederholt durch die Post, und diese Briefe gingen durch die Hände ihres Mannes, der sich leicht zu einer Frage nach dem Absender veranlaßt sehen konnte. Als auch darauf beharrlich keine Antwort erfolgte, suchte er den Wirthschaftsdirektor in seiner Wohnung auf, gab ihm von seinen Erlebnissen einen gefärbten Bericht und bat ihn dringend, der gnädigen Frau, „einer verehrten Freundin aus den guten alten Tagen", Meldung davon zu machen, daß er in Noth sei und auf ihren Beistand rechne. Er legte ihm seine Militärpapiere vor und stimmte ihn dadurch gläubiger. Herr von Stein richtete wirklich den Auftrag aus, wurde aber auffallend schroff abgewiesen. „Dieser Herr belästigt mich schon seit einiger Zeit in unerhörter Weise durch Bettelbriefe," sagte

sie zornig. „Er sollte sich schämen, an seine Vergangenheit zu erinnern. Alle Wohlthaten sind an ihn verschwendet gewesen. Er ist durch eigene Schuld so tief gesunken, daß ihm Niemand mehr aufhelfen kann. Ich will ihn nicht kennen. Sie üben auf den Gütern die Polizeigewalt aus — machen Sie von derselben gegen diesen lästigen Menschen Gebrauch, zwingen Sie ihn, sich zu entfernen. Ich werde Sie selbst verantwortlich machen, wenn er sein Wesen hier länger treibt.“ Herr von Stein empfing Ohlschütz, als er sich wieder blicken ließ, mit Amtsmiene und fertigte ihn kurz ab. Der Strolch erhob aber drohend die Hand und rief: „Hoho! die gnädige Frau irrt sich, wenn sie mich so loszuwerden hofft. Sagen Sie ihr —“

„Es ist mir verboten, eine weitere Bestellung anzunehmen,“ fiel ihm Herr von Stein in's Wort, „und ich mag deshalb auch nichts mehr hören. Hüten Sie sich übrigens, der Ortspolizei Gelegenheit zu geben, nach Ihren Existenzmitteln zu fragen. Es möchte Ihnen vielleicht nicht lieb sein, mit Zwangspaß abgeschoben zu werden.“

Herr von Ohlschütz lachte hell auf. „Davor bin ich sicher,“ antwortete er. „Die gnädige Frau weiß, daß so nicht mit mir zu spaßen ist. Sie

würden ihr wirklich einen Gefallen thun, wenn Sie sie darauf aufmerksam machen wollten. Aber wie's Ihnen beliebt! Ich werde ja noch andere Wege zu ihr finden."

Den nächsten Tag schon kam Renate aus dem jetzt recht herbstlichen Garten in das Zimmer ihrer Mutter und überbrachte ein Billet, das ein Fremder für sie abgegeben hätte. Er sei plötzlich hinter einem Bosquet vorgetreten und habe nur gesagt, es handle sich um eine dringende Angelegenheit. „Ein Fremder war's eigentlich nicht," setzte Renate hinzu. „Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren in unserem Hause öfters einen Herrn gesehen zu haben, dem er jedenfalls sehr ähnelt. Ich war im Augenblick so perplex, daß ich mir das Papier in die Hand stecken ließ. Besinnst Du Dich nicht auch, einen Menschen mit gewaltigem Schnurrbart —"

Frau von Müller hatte sofort die Handschrift erkannt. „Du hättest ihn in's Haus weisen sollen," fiel sie ihr in's Wort.

„Das wäre jedenfalls das Richtige gewesen," gab Renate zu, „aber ehe ich darauf fiel, war er bereits verschwunden. Uebrigens unzweifelhaft Derselbe, der bei der Parade in Berlin an unsern Wagen herantrat und damals betrunken zu sein schien."

„Um so vorsichtiger hättest Du sein sollen,“ verwies die Mama.

„Ich besinne mich jetzt,“ sagte Renate, „daß der Herr, den ich meine, kurz vor der Zeit bei uns verkehrte, als ich in die Pension gegeben wurde. Das sind nun bald sechs Jahre — ganz recht, im Sommer darauf kam die Nachricht, daß ein Brüderchen eingetroffen sei, und Dagobert ist ja jetzt —“

„Aber das Alles ist doch wirklich höchst gleichgültig, liebes Kind.“

„Ich möchte nur gern an eine Täuschung glauben, weil mir ein eleganter Cavalier in Erinnerung ist, der Herr Lieutenant angeredet wurde. Was für traurige Schicksale müßte er durchlebt haben —! Ich an seiner Stelle hätte mir jedenfalls den verrätherischen Bart abgeschnitten. Benno's Schnurrbart kann sich daneben ja gar nicht sehen lassen, so stattlich er ist. Wenn Du den Brief gelesen hast, sage mir doch —“

„Ja, ja,“ brach die Mama das Gespräch schroff ab.

Was wollte nur Herr von Ohlschütz mit diesem neuen Schachzuge? Sicher geschah's nicht ohne Absicht, daß er sich an Renate wendete, der er nicht ganz aus dem Gedächtniß entschwunden zu sein erwarten mochte. Es sollte kein Zweifel darüber

bleiben, daß er ganz rücksichtslos vorzugehen entschlossen war, wenn ihm noch ferner passiver Widerstand geleistet würde. Frau von Müller riß das Couvert auf und zog ein Stück gewöhnliches Schreibepapier vor, das aus einem alten Schulheft ausgetrennt sein mochte. „Es ist sehr thöricht, verehrte gnädige Frau," las sie, „mich ignoriren zu wollen. Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu verstehen zu geben, daß ich zur Zeit gar nicht in der Lage sei, Ihren stillen Wünschen genügen zu können, so begreiflich mir dieselben auch sind. Ich bitte Sie dringend, in Ihrem eigenen Interesse dafür zu sorgen, daß ich recht bald von hier abreisen kann und recht lange nicht wieder genöthigt werde, Sie durch meine Gegenwart zu belästigen. Unmöglich kann es Ihnen angenehm sein, wenn ich mich an andere Personen wende. Aber Noth kennt kein Gebot. Uebrigens komme ich nicht mit ganz leeren Händen: ich habe noch etwas zu verkaufen, das wohl für Manchen großen Werth haben möchte, wie es für mich einst großen Werth gehabt hat. Ich lasse Ihnen, gnädigste Frau, wie recht und billig, die Vorhand. Wenn Sie sich heute Abend acht Uhr in den Garten bemühen wollten, werde ich mich an der Heckenpforte hinter dem Lindengang einfinden und Ihnen in diesem zufällig be-

gegnen. Wenige Minuten werden ausreichen, Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit sage. Ich zweifle nicht, daß Sie den bescheidenen Preis, den ich fordere, gern bewilligen werden. Das Geschäft läßt sich aber nur persönlich ordnen. Sollte ich dieses letzte, durchaus freundschaftliche Entgegenkommen bedauern müssen, so ersparen Sie weiter jeden Vorwurf Ihrem treu ergebensten, der Noth, nicht dem eigenen Triebe gehorchenden K. v. O."

Frau von Müller las nochmals und nochmals, das Papier durch ihre Blicke versengend. „Wovon spricht er da?" murmelte sie, „die Briefe sind verbrannt. Oder sollte er . . ." Der Gedanke schien schreckhaft zu sein. „Daß ich ihm getraut habe, diesem nichtswürdigen . . ." Ihr Beschluß, sich unter keinen Umständen nochmals mit ihm einzulassen, schien in's Wanken gekommen zu sein. Was sollte die Hindeutung auf andere Personen? Welche? Unmöglich . . .! Unmöglich? Wo lag die Grenze, von der mit Sicherheit behauptet werden könnte, daß dieser Bube sie nicht überschreiten würde?

Sollte Sie ihm nun doch schreiben? Das konnte unbedenklich geschehen, wenn sie ihn mit wenigen Worten streng abweisen wollte. Der Brief konnte so gehalten werden, daß er sich zu einem Beweis-

stück gegen sie nicht brauchen ließ. Aber durch wen ihn absenden? Und die Folgen waren genau dieselben, als wenn sie schwieg und sich zu dem angebotenen Stelldichein nicht einfand. Es war doch wohl das Beste . . .

Was war das Beste? Sie stellte diese Frage ihrem müden Kopf den Tag über noch tausend Mal und kam immer nicht zu einer befriedigenden Antwort. Die Dinge so gehen lassen, war doch vielleicht die schlechteste Taktik. Man muß wenigstens die Angriffsmittel kennen, auf die der gefährliche Gegner sich stützt, um ihnen begegnen zu können. Es scheint, daß da noch etwas im Rückhalt ist, womit operirt werden soll. Was? Und ist es nicht schon der halbe Sieg, dem Angreifer zu zeigen, daß man sich nicht fürchtet? Schlimmstenfalls ist nichts verloren. Es ist doch zu bedenken . . . Ja, ja, zu bedenken. —

XX.

Gegen Abend ließ sie sich ihr Pferd satteln und trabte eine halbe Meile auf der Trumpener Landstraße entlang. Ein Diener in Stallmeister-livree folgte, wie üblich, in gemessener Entfernung. Plötzlich machte die Reiterin Kehrt, jagte an ihm vorüber und ließ das schäumende Pferd erst tausend Schritte vor Steinhausen in eine ruhigere Gangart fallen. An der Rampe stieg sie ab, ging aber nicht in's Haus, sondern in den Garten. Mit der linken Hand nahm sie das Reitkleid auf, in der rechten hielt sie die Reitpeitsche. Vielleicht hatte der Ausflug zu Pferde gar keinen andern Zweck gehabt, als sie ganz unauffällig in den Besitz dieser Waffe zu setzen.

Die Sonne war schon untergegangen; ein spärliches Zwielicht drang durch die Lücken der Baum-

kronen, doch noch ausreichend, jeden Gegenstand auf den mit hellem Kies bestreuten Wegen erkennen zu lassen. Der Herbst hatte schon viel gelbe Blätter darauf gestreut, und sie lagen auch, vom Gärtner zusammengeharkt, in kleinen Haufen seitwärts auf dem Rasen. In dem langen Lindengange wurde es freilich dunkler. Einmal sah sie sich erschreckt um, als sich etwas hinter ihr bewegte. Es war Tyras, der auf der Rampe vor der Hausthür Wache gehalten und ihr nun folgte. Sie ließ ihn herankommen und kraute ihm den Kopf mit dem Knopf der Reitpeitsche, um ihn gleichsam zu belohnen. Ein solcher Beschützer konnte ihr für alle Fälle von Nutzen sein.

Als sie sich der Ausgangspforte in der Buchenhecke näherte, fing der Hund zu knurren an und stieß dann auch einen kurzen bellenden Laut vor. Die Herrin hakte einen Finger in das Halsband und hielt ihn zurück. „Still, Tyras — keine Dummheiten!“ murmelte sie und schritt weiter. „Wer da?“ rief sie, als sie hinter dem Drahtgitter eine Gestalt bemerkte.

„Ich bin's,“ antwortete Herr von Ohlschütz, „wie ich versprochen habe. Ich wußte ja, daß Sie kommen würden, gnädige Frau.“

„Woher wußten Sie das?“

„Weil es denn doch zu thöricht gewesen wäre, mich nicht wenigstens anzuhören.“

„Sprechen Sie denn!“

Er wollte die Pforte öffnen, indem er die Hand auf die Schließstange legte. „Lassen Sie das Gitter zwischen uns,“ sagte sie in befehlendem Ton, „und fassen Sie sich kurz. Ich habe wenig Zeit. Was wollen Sie von mir?“

Er gehorchte, zog aber die Hand nicht sogleich fort. „Des Köters wegen,“ bemerkte er. „Es ist sehr freundlich, daß Sie mich im Voraus darauf aufmerksam machen, was ich unter Umständen zu gewärtigen habe.“

„Sie sind im Irrthum,“ antwortete Frau von Müller scharf abweisend, „der Hund folgte mir ungerufen. Und kurz nun: was wollen Sie von mir? Was können Sie noch wollen?“

„Ich hab's bereits sehr verständlich angedeutet, sollt' ich meinen. Es hatte auch seinen Grund, daß ich Sie bat, mir diese Zusammenkunft hier außen am Park und zu dieser späten Stunde zu gestatten. Im Dunkeln sind alle Katzen grau, wie man zu sagen pflegt. Ich präsentire mich nicht gerade —“

„Sie werden sich erinnern, daß Sie das Ver-

sprechen gegeben hatten, sich nie mehr vor mir blicken zu lassen. Sie können das nicht vergessen haben."

„Ich habe es nicht vergessen."

„Es war dies die Bedingung, unter der ich mich vor sechs Jahren bereit finden ließ, Ihnen eine sehr namhafte Unterstützung auszuwirken. Sie setzte Sie reichlich in den Stand, drüben eine geachtete Stellung zu gewinnen und bei gehörigem Fleiß zu Unabhängigkeit und Wohlstand zu gelangen."

„Das kann wohl sein."

„Sie aber scheinen auch dort, statt zu arbeiten, Ihrem Hange gefolgt zu sein, ein liederliches und verschwenderisches Leben zu führen —"

„Wendeline —!" fiel er ein.

„Und Sie entblöden sich nicht, zurückzukehren und Ihrer Familie von Neuem die Schande zu bereiten —"

„Wendeline!" wiederholte er streng. „Sie verurtheilen, ohne geprüft zu haben."

„O! es ist unter allen Umständen unverantwortlich —"

„Es war unverantwortlich, mir eine Aufgabe zu stellen, der ich nicht gewachsen sein konnte. Was sollte ich mit meinen mangelhaften Kenntnissen, meinen Lebensgewohnheiten, meinen Erziehungsfehlern

in Amerika? Sie wissen, ich war darauf vorbereitet gewesen, einmal ein reicher Majoratsherr zu werden. Das vergißt sich nicht so leicht. Es liegt mir im Blut, das nicht vergessen zu können."

„Aber wir sind fertig miteinander. Ich sagte Ihnen beim Abschied, daß Sie nie wieder auf mein Mitleid zu rechnen hätten."

„Auf Ihr Mitleid?" fragte Ohlschütz zurück. Es klang, als ob er dabei lachte. „Aber Sie haben ganz recht: ich versprach, nicht wiederzukommen, und nun bin ich doch da. Das ist Ihnen sehr verdrießlich — ich kann es verstehen. Ich bedaure Sie, mir nochmals Ihr — gutes Herz zuwenden zu müssen, einem so ganz verlorenen Menschen. Nur weiß ich nicht, wie ich Sie von meiner lästigen Gegenwart befreien kann, ohne daß Sie nochmals Ihre mildthätige Hand so weit öffnen, daß ich jeder weiteren Sorge um eine standesgemäße Existenz überhoben sein kann."

„Sie irren ganz und gar," zischelte sie eifrig. „Jede Wohlthat ist bei Ihnen verschwendet. Ich komme Ihnen nur zu sagen, daß ich mir und Ihnen Wort halte. Erwarten Sie nichts von Ihren Drohungen, sie erschrecken mich nicht. Sollten Sie aber noch ferner Erpressungen versuchen —"

„Ich bitte Sie, liebe Wendeline —“ unterbrach er vorwurfsvoll.

„Ich bin für Sie Frau von Müller,“ verwies sie streng, „und will jenen Namen aus Ihrem Munde nicht wieder hören.“

Er verbeugte sich. „Die alte, süße Gewohnheit . . .“ entschuldigte er. „Aber ich gehorche, gnädige Frau. Es thut ja auch nichts zur Sache.“

Sie seufzte aus tiefster Brust. „Damit könnte diese sehr unschickliche, aber nothgedrungene Unterredung schließen,“ sagte sie ruhiger, „wenn Sie nicht in Ihrem letzten Schreiben angedeutet hätten . . . Um was handelt es sich?“

„Um Briefe, gnädige Frau, die ich — allerdings vor langer Zeit schon — die Ehre hatte von Ihnen zu empfangen.“

„Wie? Briefe?“ rief sie unwillig. „Sie haben die Briefe, die Sie von mir in Händen hatten, in meinem Beisein verbrannt!“

„Nicht alle, gnädige Frau. Die wichtigsten waren von mir an einem besonderen Orte aufbewahrt gewesen und durch ein so nur begreifliches Versehen zurückgeblieben. Sie waren so eilig, die handschriftlichen Zeugen unseres unglücklichen Verhältnisses vernichtet zu sehen —“

„Ah! das ist aber Schurkerei. Sie versicherten, daß die fehlenden Schriftstücke sämmtlich schon vorher vernichtet seien!“

„Ich meinte das mit gutem Gewissen thun zu können. Wollen Sie mir aber nicht glauben, gnädige Frau . . . ich kann es nicht hindern. Die Thatsache steht jedenfalls fest, daß ich im Besitz wichtiger Papiere von Ihrer Hand und beweisender Atteste bin —“

Frau von Müller schlug mit der Peitsche über das Drahtgitter hin und traf seinen Arm. „Bube —!“ knirschte sie. Tyras versuchte mit lautem Gebell durch die Hecke zu brechen, wurde aber durch die Stacheln des dichten Gestrüpps zurückgetrieben.

„Das war recht unüberlegt gehandelt,“ sagte Herr von Ohlschütz, „der Preis für die Documente vergrößert sich. Ich schrieb Ihnen ja schon, daß ich leider zarte Rücksichten nicht kennen darf. Denken Sie von mir, was Sie wollen, gnädige Frau, aber begreifen Sie möglichst schnell, daß Sie diese Documente haben müssen — unter allen Umständen haben müssen. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß dazu auch einige Billets gehören, die Sie die Güte hatten, mir bei unserer letzten Begegnung vor sechs Jahren zugehen zu lassen. Ich will nicht be-

haupten, daß ihr Inhalt zu der Schlußfolgerung auf ein fortgesetzt intimes Verhältniß drängt —"

„Was soll das?" rief sie, erschreckt den Kopf hebend.

„— aber es lag in der Natur dieser Correspondenz," fuhr er unbeirrt fort, „daß auch für halbe Worte auf das Verständniß des anderen Theils gerechnet werden mußte. Daraus ergab sich ein geheimnißvoller Ton, der von einer eifersüchtigen Grille leicht falsch gedeutet werden könnte."

„Was soll das?" wiederholte sie mit heiserer Stimme, dem Gitter einen Schritt näher tretend und wieder die Peitsche erhebend.

„Gnädige Frau," sagte er achselzuckend, „es giebt sehr böswillige Auslegungen, gegen die das bessere Wissen vergeblich ankämpft. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich, wie tief ich sonst auch gesunken sein mag, keiner verleumderischen Zuflüsterung fähig bin. Aber man ist stets geneigt, Gegenwart und Vergangenheit zusammenzureimen, und es erscheint dann vielleicht auch nicht ohne Bedeutung, daß Sie meine Uebersiedelung nach Amerika mit so großen Opfern gerade zu einer Zeit betrieben, in der für Ihren Herrn Gemahl eine ganz unerwartete Hoffnung —"

„Ah!" schrie sie auf und taumelte zurück. „Das

ist eine Bestialität . . .“ Sie stöhnte schmerzlich. „Und alles Das, weil ich . . . O — o — oh!“ Sie raffte sich auf. „Verlassen Sie diesen Ort auf der Stelle! Kein Wort weiter! Dieses letzte trennt uns für ewig. Erwarten Sie nichts von mir — nichts! Nur meine Verachtung —“

„Was geht hier vor?“ ließ sich in diesem Augenblick eine bekannte Stimme hinter ihr vernehmen. Sie wendete sich zurück und sah sich ihrem Manne gegenüber.

Herr von Müller hatte am Fenster gestanden, als sie von ihrem Spazierritt zurückkehrte. Es war ihm aufgefallen, daß sie so spät, ohne sich vorher umzukleiden und ohne eine Begleitung mitzunehmen, in den Garten ging. Ihr längeres Ausbleiben ängstigte und beunruhigte ihn. Er war ihr gefolgt und durch das Bellen des Hundes auf die richtige Spur geführt. In dem Dämmerlicht hatte er nahe herantreten können, ohne bemerkt zu werden. Er selbst erkannte hinter dem Gitter deutlich den Schattenriß eines Mannes und jetzt auch, wenigstens nach den allgemeinsten Kennzeichen, das Gesicht desselben.

„Herr von Ohlschütz . . .“ zitterte seine Stimme.

„Ja!“ rief Wendeline, die sich gefaßt hatte, „Herr von Ohlschütz hat mich genöthigt, seiner unver-

schämten Bettelei ein- für allemal Schranken zu setzen. Es ist gut, daß er sogleich auch durch Dich von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen überzeugt werden kann. Sage ihm, daß Du seine frechen Drohungen verachtest!"

„Welche Drohungen ...?" fragte der alte Herr ganz verdutzt.

„Herr von Ohlschütz behauptet, im Besitz von Schriftstücken zu sein ... Aber es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand weiter zu erörtern. Deinen Arm!" Sie stützte sich auf ihn und zog ihn fort. Er ließ es willenlos geschehen.

Ein boshaftes Lachen gab ihnen das Geleit.

Herr und Frau von Müller gingen schweigend bis zum Hause und die Treppe hinauf zu ihren Gemächern. Er zitterte am ganzen Leibe; sie fegte den Weg mit der Spitze der Reitpeitsche und ließ von Zeit zu Zeit ein welkes Blatt auffliegen. Oben angelangt, entfernte sie sich sofort nach ihrem Ankleidezimmer und schellte der Zofe.

Im Speisesaal war der Tisch gedeckt und der Thee aufgetragen. Renate und Dagobert warteten dort auf die Eltern. Mademoiselle Annette hatte Mühe, den Knaben zu hindern, immer wieder an die Thür des anstoßenden Raumes zu laufen, in

welchem der Papa, die Hände auf dem Rücken, finster blickend hin und her ging. Endlich meldete die Zofe, die gnädige Frau fühle sich unwohl und lasse bitten, nicht auf sie zu warten. Der alte Herr setzte sich nun zwar an den Tisch, berührte aber die Speisen nicht und schlürfte nur ein wenig von dem heißen Thee, den Renate vor ihn hingestellt hatte. Die Unterhaltung war die allerdürftigste und wurde eigentlich nur von den beiden Fräulein mit Dagobert geführt, um ihn abzulenken. Sobald es irgend schicklich war, stand Herr von Müller auf, sagte gute Nacht und ging in sein Arbeitszimmer.

Dorthin kam Wendeline nach einer guten Stunde, als es im Hause still geworden war. „Du wirst eine Erklärung von mir erwarten, Erasmus,“ begann sie sogleich, „und Du hast das beste Recht dazu.“

„Fühlst Du das?“ antwortete er mit bitterem Lächeln. „Aber die Thatsache spricht für sich selbst. Es war kein zufälliges Begegnen. Die Zusammenkunft mit Herrn von Ohlschütz mußte verabredet sein.“

„Sie war's,“ sagte Wendeline, indem sie sich mit dem Rücken gegen den Tisch stellte, an welchem er saß, so daß sie ihn nun dicht vor sich hatte und auf ihn hinabsah. „Ich habe Dir unnöthige Aufregungen

ersparen wollen und schwieg deshalb. Es hat sich so gefügt, daß Du Zeuge der Zurückweisung sein mußtest, die ein Unverschämter durch mich erfuhr."

„Wie konntest Du aber —"

„Ich will nicht untersuchen, was Dich veranlaßte, mir in den Garten nachzugehen. Es geschah nun einmal, und ich kann begreifen, daß Dir mein Verhalten diesem Herrn von Ohlschütz gegenüber unbegreiflich scheint, wenn Du ihm nicht eine mich beleidigende Deutung giebst. Um sie auszuschließen und auch sonst jeden unwürdigen Verdacht abzulenken, bevor die Bosheit ihn zu Dir geleitet haben könnte, bin ich leider zu Eröffnungen genöthigt, die Dir ein schweres Unbehagen verursachen müssen. Ich will, daß Du durch mich erfährst, was Dir, wie ich nun weiß, doch nicht verborgen bleiben kann. Es wird das Ganze sein, was in Wahrheit gegen mich vorgebracht werden darf. Ich möchte die Lüge entwaffnen und stelle mich daher selbst vor Dir bloß. Weißt Du Alles, so habe ich von dem Schändlichen nichts mehr zu fürchten, der mir zeitlebens meint Ketten anlegen zu können."

Sie sprach das in einem harten und trockenen Ton, scheinbar ohne starke Bewegung, wie Jemand, dem es gleichgiltig ist, welchen Eindruck seine Worte

machen, nachdem er einmal mit sich einig geworden ist, sie nicht zurückhalten zu dürfen. Herr von Müller hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und starrte sie mit halboffenem Munde an. „Ja, was — was . . .“ lallte er mit schwerer Zunge und verstummte wieder.

Sie reichte ihm ein Blatt zu. „Lies zunächst diesen Brief“ sagte sie, „der mich veranlaßt hat, diesen elenden Menschen aufzusuchen. Es war ihm bis dahin nicht gelungen, mich zu irgend einem Zugeständniß zu bewegen. Die Art, wie er dieses Schreiben in meine Hand spielte, ließ mich die schlimmste Rücksichtslosigkeit befürchten. Deine Tochter überbrachte es mir.“

Herr von Müller beugte sich vor, tastete nach dem Blatt und griff mit der anderen Hand nach seiner Brille. Wendeline schob ihm die Lampe näher und wartete dann mit gekreuzten Armen, bis er informirt zu sein schien.

„Aber das ist ein Ton . . .“ zitterte er heraus. „Wie darf er's wagen —? Und wovon ist schließlich die Rede?“

„Von Briefen,“ antwortete sie, „wie ich jetzt weiß. Siehst Du, das war der Grund, weshalb ich unter allen Umständen Herrn von Ohlschütz sprechen

mußte. Er ist ein sehr gefährlicher Mensch, und ich mußte wenigstens erfahren, womit er drohte."

„Aber Briefe —? Was für Briefe . . ."

Sie war entschlossen, ihm jetzt Alles zu sagen, um ihrem Peiniger zuvorzukommen. „Briefe von meiner Hand und an ihn gerichtet. Ich muß seiner Behauptung glauben, noch in ihrem Besitz zu sein, obgleich er mir zuschwor, sie seien vernichtet worden."

„Und der Inhalt dieser Briefe . . ."

Sie senkte den Kopf. „Lieber Erasmus, ich bin gegen Dich leider nicht ganz offen gewesen, als Du mir Deine Hand botest. Du wirst Dich erinnern, daß ich nicht begierig zugriff, sondern mir eine längere Bedenkzeit erbat, und daß ich mich auch dann nicht sogleich Deinen sehr leidenschaftlich geäußerten Wünschen fügte, sondern mir alle Mühe gab, sie Dir zu verleiden."

„Ja, ja — es gelang Dir nicht."

„Obgleich ich Dir auch sagte, daß ich einige Jahre vor meinem Eintritt in Dein Haus eine sehr unglückliche Liebe zu überwinden gehabt hätte, daß ich schändlich betrogen sei."

„Ja, aber das sei abgethan — "

„Es war abgethan. In mir vollständig. Und es war auch nichts zurückgeblieben, was mich hätte

nöthigen müssen, auf das Ehebündniß mit einem geachteten Manne zu verzichten. Der Roman lag so weit hinter mir — so weit! Aber ich hätte noch aufrichtiger sein, Dir auch das Letzte nicht verschweigen sollen. Das rächt sich jetzt."

„Welches Letzte —?"

Sie stützte den Ellenbogen auf die linke Hand und strich mit den Fingerspitzen der rechten über ihre Stirn hin. „Ich war noch nicht zwanzig Jahre alt," sagte sie nach einer kleinen Weile, „als ich eine Stelle als Gesellschafterin in dem Hause eines sehr reichen Berliner Banquiers antrat. Es war ein glänzendes, stets offenes Haus. Der Herr desselben fröhnte der Eitelkeit, vornehme Leute bei sich zu bewirthen, und seine lebenslustige Frau umgab sich mit einer Schaar von Anbetern, die jederzeit freien Zutritt hatten, auf ihren Bällen tanzten und sie in's Theater begleiteten. Ich wurde in dieses tägliche Treiben hineingezogen; es berauschte mich eine Zeit lang völlig. Die wenig gewissenhafte Dame brauchte eine Gesellschafterin, die ihr stets Deckung gewährte und sie doch nie behinderte. Meine Unerfahrenheit kam ihr dabei zu Hilfe, ich sah mich mit Geschenken überhäuft, als eine Freundin behandelt, überall in schmeichelhafter Weise als Freiin

von Dietenbach vorgestellt und fühlte mich sehr wohl in einer Lebenslage, wie ich sie mir in den kümmerlichen Verhältnissen meiner Lehrzeit mitunter geträumt hatte. Unter den jungen Offizieren, die so frei bei uns verkehrten, war auch ein Herr von Ohlschütz, damals eine glänzende Erscheinung, ritterlich in seinem ganzen Auftreten, sehr angesehen bei seinen Kameraden, ein ebenso flotter Tänzer als kühner Reiter, vielbewunderter Sportsman, immer gut gelaunter Gesellschafter und — vermuthlicher Erbe eines Majorats, das ihn schon jetzt aller kleinlichen Sorgen zu überheben schien. Als ich in diesen Kreis eintrat, fand ich ihn dort schon eingewohnt und in der Gunst der Herrin befestigt, die ihn so auffallend bevorzugte, daß mitunter die Eifersucht des sonst sehr nachsichtigen Mannes rege zu werden schien. Plötzlich wandte Herr von Ohlschütz mir seine ganze Aufmerksamkeit zu, beehrte mich mit seinem freundschaftlichsten Vertrauen, spöttelte über die gefallsüchtige Frau und den eitlen Geldprotzen von Gemahl, bereute den Leichtsinn, diese Gesellschaft aufgesucht zu haben, und versicherte mich, daß ich allein ihn in derselben festhielte. Er träufelte mir so viel Gift in's Ohr . . . Aber warum bei diesen Erinnerungen länger verweilen, als durchaus erforder-

lich, die späteren Vorgänge zu erklären? Ich war schwach genug, seinen Liebesbetheuerungen zu glauben, und verlobte mich heimlich mit ihm. Nur die Frau und der Herr des Hauses durften davon erfahren. Die Heimlichkeit war nach seiner Versicherung geboten, weil bei meiner Armuth an die Heirath nicht eher zu denken sei, bis er das Fideicommiß geerbt habe. Der jetzige Besitzer sei alt und krank, könne aber wohl noch einige Jahre leben. Derselbe unterstütze ihn, könne aber leicht die Hand von ihm abziehen, wenn er von einem nach seiner Auffassung thörichten Verlöbniß erfahre. Ich glaubte dem Manne, den ich zu lieben meinte, Alles und sah erst zu spät ein, daß ich nur für den betrogenen Ehemann zur Deckung der Frau vorgeschoben war — viel zu spät."

Der alte Herr athmete schwer und zuckte von Zeit zu Zeit mit den Fingern über das Knie hin, während der Kopf an der Lehne des Stuhls eine Stütze suchte. „Das waren — für Dich — sehr schmerzliche Erfahrungen," sagte er nach einer Weile, „unzweifelhaft sehr schmerzliche Erfahrungen. Wenn Du damals — an Deinen Verlobten — Briefe geschrieben hast, die Dir nach Auflösung des Verhältnisses nicht zurückgegeben sind, so verstehe ich wohl —

daß Dich der Gedanke beschwerte, sie könnten in unrechte Hände kommen. Aber mehr als eine jugendliche Unvorsichtigkeit war es doch nicht, daß Du diesem Menschen getraut hattest. Deshalb begreife ich noch immer nicht —"

„Meine Beichte ist noch nicht beendet," fiel sie hart ein, „sie beginnt eigentlich erst jetzt. Ein früheres Verlöbniß hätte mein Gewissen nicht beschweren dürfen, und ich verschwieg es Dir nicht einmal. Es war leider mehr geschehen. Ich will mich nicht entschuldigen, nur die Dinge erklären. Die Heimlichkeit des Verhältnisses verführte zu häufigen Zusammenkünften ohne Zeugen und an unschicklichen Orten. Unbedacht gab ich mich mehr und mehr in seine Gewalt. Dem ersten Schritt auf abschüssiger Bahn folgte jeder andere mit zwingender Nothwendigkeit . . ." Sie schüttelte sich schauernd. „Fort davon, fort! Eines Morgens hatte man mein Zimmer von Gas erfüllt, mich selbst leblos auf meinem Bett, auf dem Nachttisch daneben einen Brief an Herrn von Ohlschütz gefunden. Zum Unglück waren Aerzte rasch zur Stelle. Sie entdeckten noch eine Spur von Leben in mir, brachten mich mühsam wieder zum Bewußtsein zurück. Ich fiel in eine schwere Krankheit — sie brachte auch zu Tage, was nach meinem

Willen mit meinem Dasein ausgelöscht sein sollte — ausgelöscht war, obgleich ich lebte."

Herr von Müller griff nach den Seitenlehnen seines Stuhls, hob sich an denselben in die Höhe und ließ sich wieder zurückfallen. „Wendeline —" rief er „und das . . ."

„Erfuhrst Du nicht," ergänzte sie. „Wir hatten Mitwisser, aber das Geheimniß blieb gewahrt. Ohlschütz weigerte sich, mir Wort zu halten. Meine letzten Briefe ließ er unbeantwortet. Ich ging nach Rußland, dann nach England. Die Nachricht, daß meine Mutter sterbenskrank sei, nöthigte mich, die Heimath wieder aufzusuchen. Ich begrub sie. Nun stand ich ganz allein in der Welt, glaubte völlig frei über mich verfügen zu dürfen. Ich nahm Stellen in deutschen Familien an und erwarb mir überall das Zeugniß treuester Pflichterfüllung. Als ich in Dein Haus kam, hatte ich eine lange und schwere Prüfungszeit hinter mir; ich konnte glauben, meinen Fehl reichlich gesühnt zu haben. Es war in mir selbst nichts davon zurückgeblieben, nicht einmal der Abscheu vor dem Menschen, der mich hintergangen hatte. Sollte ich Dir meine Verirrung anzeigen? Freilich — als Du mir die Hand botest . . . Aber Du kanntest mich ja, und das gehörte gar nicht zu

mir. Ehe ich mich so erniedrigte, hätte ich lieber auf jedes Glück verzichtet. Ich wies Dich auch ab, mehr als einmal. Als ich sah, daß Du fest bliebst, wurde ich schwach und gab nach. Nun durfte ich gewiß nicht sprechen. Ich hätte nicht schwach werden sollen!“

„Wendeline —!“

„Und wieder vergingen Jahre. Ich konnte Dich in meinem Besitz glücklich glauben. Da tauchte Herr von Ohlschütz plötzlich wieder auf. Es hatte sich indessen viel für ihn verändert. Die Aussicht, das Familienfideicommiß zu besitzen, war vereitelt. Er hatte sich mit Schulden beladen, die der Offizier nie zu tilgen hoffen konnte. In den Händen der Wucherer waren Ehrenscheine. Es blieb ihm nichts übrig, als den Abschied zu nehmen. Dann hatte er ein vagabondirendes Leben geführt, dies und das versucht, sich einen standesgemäßen Unterhalt zu erwerben, nirgends genügt. Als er sich in unserem Hause vorstellte — ich war zum Tode erschrocken, ihn wiederzusehen — stand er schon mit einem Fuß jenseits der Grenze, die nur ein Lump überschreitet. Aber nur mit einem Fuß, wie mir schien: noch konnte er vielleicht mit kräftiger Hand zurückgezogen werden. Und für mich selbst war's von größter

Wichtigkeit, daß dies geschah, denn er war der Bewahrer eines Geheimnisses, das jetzt unter keinen Umständen verrathen werden durfte. Er kannte dessen Bedeutung für mich und stellte danach seine Forderungen. Nicht mit dürren Worten, aber er ließ mich wissen, daß er verloren sei, wenn ihm nicht von mir geholfen werde, daß er tiefer und tiefer sinken müßte, wenn ich seinen Fall nicht aufhielte, daß er aber ein ganz neues Leben anfangen wolle, sobald er sich endlich wieder auf sicheren Boden gestellt sehe. Er nannte auch die Summe, die ihn befreien könne, und sie war erschreckend groß. Ich hätte ihn entrüstet abweisen sollen, sobald er über die Schwelle unseres Hauses zu treten wagte — ja, ja! es wäre das Richtige gewesen. Aber die Feigheit des schlechten Gewissens . . . und er hatte doch einmal meinem Herzen nahe gestanden und schien jetzt ein Unglücklicher zu sein, während ich . . Ach, Lieber! die Lebensklugheit spricht in solchen Fällen gewöhnlich zuletzt. Ich duldete ihn, und dann hörte ich ihn an, ich ließ mich durch seine reumüthigen Selbstvorwürfe bethören, ich schenkte ihm halben Glauben, daß er sich bessern wolle, und suchte mir einzureden, daß dies möglich sein könne. Er hatte bald herausgebracht, daß Du von unseren

älteren Beziehungen nicht wüßtest. Das gab ihm Macht über mich und legte mir den Zwang auf, mich in Verhandlungen mit ihm einzulassen. Er mußte dauernd entfernt werden — um jeden Preis. Ich hatte ihn heimlich unterstützt, so weit meine Mittel reichten. Sie reichten nur so weit, mir die Qual seines Umgangs zu verlängern. Ich mußte mich entschließen, Deinen Beistand anzurufen. Was ich Dir über Herrn von Ohlschütz sagte, Deine Theilnahme rege zu machen, war die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Es sollte scheinen, daß ich großmüthig für einen Mann meines Standes eintrete, dem ich befreundet gewesen war, und ich rief Deine Großmuth an. Du gabst widerwillig nach — ich glaube aus einem selbstsüchtigen Grunde. Mein anscheinend sehr intimer Umgang mit diesem Glücksritter gefiel Dir nicht — es regte sich die Eifersucht — Du wünschtest ihn über alle Berge und brachtest dafür ein Geldopfer. Er ging nach Amerika, und uns Allen schien geholfen zu sein."

Herr von Müller ließ das Kinn tief auf die Brust sinken. „Ich hatte die richtige Empfindung —" murmelte er.

„Nein," erwiderte Wendeline streng. „Nur die Furcht leitete mich, und von ihr war ich nun be-

freit. Welche Thorheit, mich für sicher zu halten! Hatte ich doch auf Treu und Glauben die Versicherung hinnehmen müssen, daß alle meine Briefe, auch die letzten, vernichtet seien! Nun ist dieser entsetzliche Mensch, völlig verlumpt, zurückgekehrt und sagt mir, daß sie in seiner Hand sind. Er droht, sie sprechen zu lassen. Er verlangt nicht mehr nur ein Lösegeld, sondern einen lebenslänglichen Tribut. Ich könnte ihn nur zahlen, wenn ich Dich betrüge und bestehle. Nein! es muß ein Ende gemacht werden. Und es gab dazu nur ein einziges Mittel: Du mußtest erfahren ... Und nun weißt Du Alles."

„Alles —" wiederholte er tonlos. Ein Schwindel schien ihn zu erfassen. Der Kopf legte sich auf die Seite und der Körper sank in die Ecke des Lehnstuhls; die Arme sanken schlaff herab.

Wendeline mochte fürchten, daß ihm etwas zugestoßen sei. Sie sank vor ihm nieder, legte sich mit der Brust über seine Kniee, ergriff seine Hände und drückte Küsse darauf. „O, mein Himmel!" rief sie, „bedenke ... laß Dir's nicht so nahe gehen. Ich that Unrecht, daß ich Dir verschwieg — als ich Dein Weib wurde ... Aber wenn Du das verzeihen kannst — der Frau, die Du liebtest — der Mutter Deines Sohnes ... Sage mir, daß Du

verzeihst! Mit keinem Gedanken habe ich Dich gekränkt — nur Deiner Ruhe wegen . . . Und daß ich Dir jetzt diesen Schmerz bereite, weshalb sonst geschieht's, als damit ich mich gänzlich frei mache . . ."

„Bringe mich zu Bett," bat er schwach, „mir ist sehr — übel zu Muth. Morgen — morgen . . ."

Er richtete sich an ihrem Arm auf und ließ sich in sein Schlafzimmer führen. Er sprach nichts mehr.

Am anderen Vormittage noch vor dem zweiten Frühstück — das erste hatte er im Bett eingenommen — befahl er den Wagen. Wendeline, die sich viel um ihn bemühte, wollte ihn begleiten. Er schüttelte aber den Kopf. „Ich brauche Niemand — fahre nur auf's Feld."

Er wollte vorher noch eine Weile an seinem Arbeitstisch allein bleiben. Dort öffnete er das geheime Fach, in welchem er größere Geldvorräthe aufzubewahren pflegte. Er raffte zusammen, was sich dort von Banknoten vorfand und stopfte damit seine Rocktaschen voll. Als der Wagen vom Schloß aus nicht mehr gesehen werden konnte, gab er dem Kutscher die Weisung, nach Arnsfelde zu fahren und vor dem Kruge zu halten. Er stieg ab und fragte nach Herrn von Ohlschütz. Der habe früh morgens

das Quartier aufgegeben, wurde geantwortet, und sei fortgegangen.

„Wohin?“

„Das hat er Keinem gesagt,“ versicherte der Krüger. „Er wird sich wohl so durchbetteln müssen, denn den letzten Groschen hat er hier gelassen.“

Der gnädige Herr stieg wieder auf, von ihm und der Magd unterstützt. „Zum Verzweifeln —“ murmelte er, „zum Verzweifeln!“

XXI.

Renate konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß das Verhältniß der Eltern zu einander sich geändert hatte. Eine tiefe Verstimmung schien sich Beider bemächtigt zu haben. Den größten Theil des Tages brachten sie allein auf ihren Zimmern zu; mitunter fehlte der Eine oder Andere auch bei einer Mahlzeit. Es war kaltes Regenwetter eingetreten; der Wind fegte das gelbe Laub von den alten Bäumen und trieb damit auf den Parkwegen und Grasplätzen sein Spiel. Der Spaziergang im Garten mußte aufgegeben werden. Dafür saß sie nun öfter mit ihrer Handarbeit oder einem Buch im Salon, wo sich auch Dagobert unter Aufsicht seiner Bonne tummelte. Sie sorgte dafür, daß er nicht zu laut wurde und nach sonstiger Gewohnheit fortwährend an Papa's Thür klopfte, nachdem dieser ihn

ein paar Mal wenig freundlich abgewiesen hatte. Es nutzte ihm zu seiner großen Verwunderung jetzt nichts, daß er zur Mama lief und klagte. „Papa ist nicht wohl," bedeutete sie ihn, „Du darfst ihn nicht stören."

Indessen wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit fortgesetzt. Sie sollte in den ersten Tagen des November stattfinden, das junge Paar gleich darauf eine Reise nach Italien antreten. In der ganzen Nachbarschaft war dies bekannt. Die Damen, welche auf eine Einladung zu rechnen hatten, beschäftigten sich mit ihrer Toilette, und die Herren correspondirten nach der Stadt wegen des Hochzeitsgeschenks. Man meinte, zu Ehren des Grafen Wiesel und der Tochter des reichen Herrn von Müller eine besondere Anstrengung nöthig zu haben.

Der Wirthschaftsdirektor sah diesen ersten Novembertagen mit sehr schmerzlichen Empfindungen entgegen. Er vermied es, so viel er konnte, Renate zu begegnen und war selten nach Tisch bei einem Gespräch länger als wenige Minuten festzuhalten. Eines Tages trat er an Herrn von Müller heran und bat ihn um einen längeren Urlaub. Er habe seine Mutter und die jüngeren Geschwister lange nicht gesehen; es sei in ihren wirthschaftlichen Ver-

hältnissen Manches zu ordnen, und das fordere seine Anwesenheit zu Hause; er meine auch jetzt am leichtesten entbehrt werden zu können. „Aber warten Sie doch bis nach der Hochzeit,“ entgegnete Herr von Müller, „wir sind dann ganz in Ruhe, und der Winter ist ja noch lang.“ Herr von Stein aber behauptete, es würde ihm aus besonderen Gründen, deren Erörterung er ihm zu ersparen bitte, sehr unlieb sein, wenn er seine Reise so weit hinaus verschieben müßte. Eine oder zwei Wochen könne er wohl noch bleiben, um alle erforderlichen Anordnungen für die Winterarbeiten zu treffen, gerade Anfangs November aber habe er den dringenden Wunsch, bei den Seinen zu sein. „Renate wird Sie vermissen,“ sagte der alte Herr sehr gütig, „einen lieben Hausgenossen . . . Aber halten will ich Sie nicht. Vielleicht gehen Sie gerade auch dem unvermeidlichen Wirrwarr aus dem Wege.“

Herr von Stein zupfte seinen blonden Bart. „Das hätte wenig zu sagen,“ antwortete er. „Aber ich muß gestehen, in meiner Stellung ein solches Fest mitzumachen, würde mir peinlich sein. Ich könnte mich nicht recht als einen vollberechtigten Gast fühlen und möchte vielleicht auch von Andern nicht dafür angesehen werden.“

„Richten Sie sich denn ein, wie Sie wollen,“ sagte Herr von Müller und entließ ihn mit einem Wink der Hand.

Renate erfuhr gelegentlich davon. „Heute müssen Sie mir schon Rede stehen, Herr von Stein,“ sprach sie ihn nach aufgehobener Tafel an, als er sich sogleich entfernen wollte. „Ich höre, daß Sie bei meiner Hochzeit fehlen wollen. Haben Sie wirklich zwingende Gründe?“

„Für mich die zwingendsten, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, den Blick zur Erde senkend und über und über erröthend.

„Für Sie —! Das soll heißen . . .“ Sie drohte ihm mit dem Finger. „Ich denke, Ihre Frau Mutter weiß von diesen zwingenden Gründen bis zur Stunde noch nichts. Sagen Sie die Wahrheit!“

„Mein gnädiges Fräulein . . .“

„Es ist wenig freundschaftlich, daß Sie sich den Glückwunsch sparen wollen. Und grade von einem Freunde könnte ich ihn doch brauchen — aus dessen Munde bedeutet er erst etwas. Freilich weiß ich ja, daß Sie wenig einverstanden sind.“

„Mein Fräulein, ich habe gar kein Recht —“

„Aber um so mehr hätten Sie Grund, mir

Glück zu wünschen. Das ist eine Gottesgabe, die erbeten sein will. Es kann sein, daß sie sich nicht erbitten läßt, aber wir sind doch Denen dankbar, die es in der Hoffnung auf die Erfüllung versuchen. Und wenn wir selbst uns dann rechte Mühe geben . . ."

„Auch so werden Ihnen meine heißesten Wünsche folgen," versicherte er. „Nur fordern Sie nicht . . . Nein! es ist mir unmöglich."

Renate seufzte. „Dagegen giebt es keine Einrede. Aber übereilen Sie gleichwohl Ihre Abreise nicht. Wenn Sie nur über die Hochzeit hinwegkommen wollen —" Sie drehte mechanisch den goldenen Reif an ihrem Finger, als ob sie ihn abziehen wollte. „Es mag recht närrisch sein, und ich hab's auch bis jetzt keinem Menschen gesagt — mir ist noch immer gar nicht zu Muth, als ob in wenigen Wochen meine Hochzeit sein müßte, obschon kaum noch von etwas Anderem gesprochen wird. Wie wenn eine Ahnung —"

„Aber, mein liebes Fräulein, damit sollten Sie doch nicht Ihr Gemüth beschweren."

„Nein, nein! Sie beschwert mein Gemüth gar nicht. Im Gegentheil — ich kann es mir manchmal wie etwas recht Freudiges denken: ich erwachte

eines Morgens und das Alles wäre nur ein Traum gewesen oder wie ein Traum verflogen. Und es wäre doch möglich, daß noch im letzten Augenblick gleichsam ohne unser Zuthun . . . Meinen Sie das nicht auch?"

Er wiegte den Kopf. „Sie geben mir Räthsel auf, mein Fräulein," sagte er, „die für mich nicht lösbar sind. Wenn Sie das eine frohe Ahnung nennen . . . Nein! zu Ihrem Besten will ich doch nicht hoffen, daß sie in Erfüllung geht."

Herr von Stein verneigte sich und zog sich zurück. Renate fühlte, daß er ihr ohne Pflichtverletzung nichts mehr zu sagen hätte. Aber warum war er so gewissenhaft?

Seine Abreise übereilte er übrigens wirklich nicht. Auch dann nicht einmal, als etwa zwei Wochen nach jenem Vorfall im Garten unerwartet Graf Benno Wiesel in Schloß Trumpen eintraf und sich nun auch in Steinhausen wieder meldete. Das Gesicht des Rittmeisters, als er vierspännig in seinem Gig auf den Hof gefahren kam und erst noch einmal in langsamem Trabe das Rondel umkreiste, bevor er vor dem Hause hielt und dem Groom hinter sich die Zügel zureichte, gefiel ihm gar nicht. Es war nicht das Gesicht eines glücklichen Bräu-

tigams, der ungeduldig ist, die Braut in seine Arme zu schließen; Verdrießlichkeit stand darauf eingeschrieben, und die Haltung des Kopfes gab ihm etwas Uebermüthiges, sonst hätte ihn die Förmlichkeit des Grafen noch stutziger gemacht. Er hatte sein Kommen nicht angemeldet gehabt und schien überraschen zu wollen. Dann trat er aber doch ein, als wäre er gestern schon dagewesen und dürfe sich heute mit den unumgänglichen Höflichkeitsbezeugungen begnügen. Er küßte Renate, die ihm verwundert entgegenging, die Hand, um sich sogleich zu Frau von Müller zu wenden und sich flüchtig nach deren Befinden zu erkundigen. Dem Hausherrn überbrachte er einen Gruß von seinem Vater, wie man so etwas Selbstverständliches hinspricht, und eigentlich nur für Mademoiselle Annette, die mit Dagobert am Fenster stand, hatte er ein freundliches Kopfnicken. Ueber den Zweck seines Besuchs sagte er nicht mehr, als daß er mit seinem Vater gewisse Verabredungen nöthig gefunden habe; er gedenke auch bald wieder zurückzureisen. Indessen hoffe er, auch hier nicht unwillkommen zu sein.

Er blieb eine knappe Stunde, kam denselben Tag noch wieder zu einem ebenso flüchtigen Besuch, lud die Herrschaften nach Trumpen ein und zeigte auch

dort gegen Renate eine kühle Zurückhaltung, die den Damen auffiel und Helene zu der Frage veranlaßte: „Aber was ist das denn mit Euch? Habt Ihr etwas mit einander gehabt?"

Renate schüttelte den Kopf. „Mein Bruder ist fortwährend in geärgerter Stimmung," fuhr die Comtesse fort, „borstig wie ein Stachelschwein. Von der Hochzeit mag er nun schon gar nicht mit sich reden lassen. Ihm muß irgend etwas gegen den Strich gegangen sein. — Du solltest ihn einmal darauf ausholen." Renate schüttelte wieder den Kopf, noch energischer. Ihr war sehr weh zu Muth, und sie machte sich allerhand Gedanken, die ihr tiefstes Geheimniß bleiben mußten.

Helene hatte mit einem Oberförster angebändelt, der kürzlich in dieses Revier versetzt war, einem Herrn von Strauß, Wittwer und Vater von drei Kindern. Er war ebenfalls zum Besuch in Trumpen und beschäftigte sich viel mit den Damen, denen er von seinen früheren Missionen als Feldjäger allerhand sie lebhaft interessirenden Hofklatsch mitzutheilen hatte. Graf Benno behandelte ihn ein wenig über die Achsel, und Helene gab Renate den Commentar dazu. „Er fürchtet, daß Herr von Strauß sich ernstlich um mich bewirbt und ich ihn

nicht abweise. Er ist nämlich ohne Vermögen und müßte aus den Revenüen des Fideicommisses eine Zulage erhalten. Das macht meinen Herrn Bruder besorgt. Aber ich bitte Dich, das ist doch für mich kein Grund, eine alte Jungfer zu werden. So fromm wie unser Stiftfräulein Bertha bin ich nun einmal nicht. Auf Herrn Lieutenant von Müller zu warten, der freilich in gewisser Hinsicht eine bessere Partie wäre, lohnt doch wohl nicht. Ich denke, es hat ihm Jemand ein verständiges Wörtchen in's Ohr gesagt — er wurde plötzlich so kleinlaut."

Als der Rittmeister am anderen Morgen gelegentlich eines Spazierrittes, wie er Herrn von Stein auf dem Hofe zu bemerken nicht unterließ, auffallend früh nach Steinhausen kam, hatten die Damen noch nicht Toilette gemacht, so daß er eine halbe Stunde warten mußte. Er unterhielt sich indessen sehr gut mit Mademoiselle Annette, die gerade Dagobert im Salon eine Lection im Lesen gab. Der Junge lief bald fort, um zu spielen, und so konnte er dem hübschen Mädchen ziemlich ungestört allerhand dreiste Schmeicheleien sagen. „Sie sind hier für das Land viel zu schade," meinte er, „und gehören in die große Stadt. Es muß doch auch entsetzlich langweilig sein, tagaus tagein das höhere

Kindermädchen zu spielen. Und was haben Sie für einen Lohn dafür? Ich wette, Sie sind erbärmlich bezahlt, erübrigen kaum etwas für die Sparcasse. Es ist ja eine wahre Sünde, wie man die jungen Damen aus der französischen Schweiz abspeist!"

Das wurde natürlich sehr gut aufgenommen. Annette seufzte und verzog dabei das Gesichtchen so allerliebst spöttisch und lugte mit den schwarzen Augen aus, ob sich da ein Fang thun ließe. „Ach Du lieber Gott," antwortete sie, „was kann mir die große Stadt helfen? Da ist's ja noch viel trauriger für unsereins. Hier, wo Niemand viel mehr Abwechselung hat, merkt man's nicht so sehr, daß man überall zurückstehen muß. Aber die Kinder auf den Trottoirs spazieren führen und alle die brillanten Schaufenster vor Augen haben, und die Herrschaften in den eleganten Equipagen in die Theater fahren sehen, und selbst auf Alles verzichten müssen, was sich überall so verlockend in den Weg stellt — nein, das wäre nichts für mich; dabei müßte ich bald ganz melancholisch werden."

„Es ist doch aber nicht durchaus nöthig," sagte er, ihre kleine Hand streichelnd, „daß Sie sich darauf beschränken, als Bonne Dienste zu thun. Wenn

man so hübsch gewachsen ist und ein so reizendes Köpfchen hat —"

„Ach, Herr Graf . . ."

„Ja, ich sage doch die Wahrheit. Es müßte Ihnen ein Leichtes sein, in einem großen Modemagazin Stellung zu finden. Da würden Sie stets in elegantester Toilette erscheinen und die allgemeine Bewunderung erregen. Abends aber wären Sie Ihre freie Herrin, könnten nach Wunsch die Theater besuchen und hätten gewiß an jedem Finger einen Verehrer, der sich ein Vergnügen daraus machte, später in den ersten Restaurants für Ihr leibliches Wohl zu sorgen, wenn Sie es nicht vorziehen sollten, in Gesellschaft eines zuverlässigen Freundes —"

„Davon schweigen Sie doch nur, Herr Graf," fiel sie kichernd ein. „Man kennt solche zuverlässigen Freunde. Ich habe mir wenigstens sagen lassen . . . Nein! Das ist nichts für ein anständiges Mädchen."

„Da hat man Ihnen aber doch ohne Grund Angst gemacht," plänkelte er weiter. „Man amüsirt sich mit einander — was sonst? Tauscht kleine Gefälligkeiten aus, verplaudert angenehm die müßige Zeit. Und endlich findet sich Einer, der ganz ernstlich

Feuer fängt und dem interessanten Dämchen Herz und Hand anbietet.“

„Das wird wohl selten genug vorkommen,“ wendete Annette die Augen senkend ein. „Und wie sollte ich mir auch so eine Stellung verschaffen können?“

„Oh! Sie dürften mir nur Auftrag geben —“

„Ihnen, Herr Graf? Ach —!“

„Ich habe Bekanntschaften, durch die ich so etwas mit Leichtigkeit arrangire.“ Er hob ihr rosiges Kinn. „Sie thun mir wahrhaftig leid. So jung und hübsch, und vom Leben so wenig genießen sollen! Sagen Sie mir ein Wort, oder schreiben Sie mir ein paar Zeilen —“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Renate trat ein. Sie stutzte, ihren Bräutigam und Annette so nahe neben einander stehen zu sehen, und das rothglühende Gesicht des Mädchens ließ die Situation noch verdächtiger erscheinen. So hielt sie nach den ersten Schritten an und blickte mit einer stummen Frage zu den Beiden hinüber, sich zugleich stolz aufrichtend. Graf Benno wendete sich ihr sofort zu. „Ah, da bist Du endlich,“ rief er munter. „Da habe ich nun doch erfahren, wie viel Zeit Du zu Deiner Toilette brauchst, wenn Du Dich beeilst.

Aber ich muß gestehen — ganz superb! Dieses Kirschroth kleidet Dich allerliebst."

Es war bei ihm keine Spur von Verlegenheit zu bemerken. Nur daß er ihr eine Schmeichelei sagte, konnte ihr auffallen. Sie antwortete nichts darauf, entzog ihm aber schnell wieder die Hand, die er küßte. „Ich habe mich übrigens sehr gut mit Mademoiselle Annette unterhalten," fuhr er fort. „Sie hat sehr verständige Ansichten — vielleicht zu verständige. Ich habe ihr gerathen, doch einmal ihr Glück in Berlin zu versuchen, wo sie nicht nur ihr bischen Französisch verwerthen könnte, aber sie hat allerhand wunderliche Bedenken. Mir kann's ja gleich sein."

„Die Mama wird verwundert sein, daß Sie Dagobert ohne Aufsicht lassen," sagte Renate streng.

„Er ist mir soeben erst fortgelaufen," antwortete Annette, „er läßt sich ja doch nicht halten und zügeln. Ich gehe ihm aber schon nach." Mit einem tiefen Seufzer, der dem Grafen schien Recht geben zu wollen, verließ sie den Salon.

Renate bat den Gast, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich in so weiter Entfernung ihm gegenüber, daß jede körperliche Berührung ausgeschlossen war. Ein Gespräch wollte nur mühsam in Gang

kommen. „Es war eigentlich nicht meine Absicht, liebe Renate, Dich so früh herauszutreiben,“ sagte er nach einer Weile, als wieder eine peinliche Pause eingetreten war. „Ich wollte mich vielmehr nur erkundigen, wann ich die Mama sprechen könnte, mit der ich nothwendig etwas — wegen der Hochzeit — zu verhandeln habe. Ich ließ ihr sagen, daß ich noch ein Stündchen reiten oder auch, wenn es ihr so besser passe, Nachmittags wiederkehren wolle, aber es kam die Antwort zurück, daß sie sogleich fertig sei. So trat ich denn hier ein. Wie ich sehe, hat man auch Dich benachrichtigt.“

Sie stand auf. „O — wenn ich gewußt hätte ...“

Er schob seinen Sessel näher und suchte sie zurückzuhalten. „Aber es war mir ja sehr angenehm, Dir einen guten Morgen wünschen zu können,“ sagte er, „und es eilt mir auch durchaus nicht mit der Mama. Es schien mir nur, daß ich Dich gestört habe und mich deshalb entschuldigen sollte. Du bist so sonderbar —!“

Renate wischte rasch ein Thräne von der Wange fort. „Ich wollte die Mama benachrichtigen —,“ antwortete sie. „Aber da ist sie schon.“

Frau von Müller rauschte wirklich soeben in den Salon. „Ah, lieber Graf,“ rief sie, „Sie

haben warten müssen. Verzeihen Sie. Aber die Weile wird Ihnen hoffentlich nicht lang geworden sein. Ich sehe ja, daß Renate mir zuvorgekommen ist. Das beruhigt mich vollständig."

Die Unterhaltung bewegte sich noch kurze Zeit in den üblichen Redewendungen. Dann stand Renate auf und sagte: „Benno wollte Dich allein sprechen. Erlaubt, daß ich mich zurückziehe."

„Du siehst recht bleich aus," bemerkte die Mama, sie scharf beobachtend.

„Meine Migräne kündigt sich wieder an," antwortete sie. Dann wandte sie sich zum Grafen. „Ich werde Dich wohl nicht mehr sehen können, lieber Benno. Leb' also wohl." Sie legte die Fingerspitzen an die Lippen und ging. Er war aufgestanden, holte sie aber bis zur Thür nicht mehr ein, kehrte zurück und blieb vor Frau von Müller stehen.

Sie zeigte nach dem Sessel ihr gegenüber. „Sie wünschen mich zu sprechen, lieber Graf? Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Sehr gütig," antwortete er, sich verneigend. Er setzte sich nicht, obgleich sie die Bewegung der Hand wiederholte. „Gnädigste Frau," begann er nach einigen Secunden, in denen er sich mit seinem

Bärtchen beschäftigt hatte, „es wäre mir lieb, wenn ich Sie ganz ungestört sprechen könnte. Hier im Salon . . ."

Sie erhob sich sogleich. „Aber, mein Himmel! Ist's denn etwas so Geheimnißvolles? Ich bitte."

Sie öffnete die Thür zu ihrem Zimmer und deutete ihm an, daß der Durchgang frei sei. Er blieb stehen und verneigte sich tief. Nun ging sie voran bis in ein kleines, mit allem Luxus gelbseidener Vorhänge und reizender Polstermöbel ausgestattetes Gemach, in welchem ihr Schreibtisch stand. Es befand sich in einem Vorbau und hatte nur einen Eingang. „Sind wir hier genug sicher unter vier Augen?" fragte sie lächelnd.

„Vollkommen," bestätigte der Graf. Er schob einen Puff heran, und setzte sich dem Langsopha gegenüber, auf welchem Frau von Müller Platz genommen hatte.

„Nun also —?"

„Gnädigste Frau, ich sehe mich genöthigt, ein Thema zu berühren, das Ihnen vielleicht nicht erwünscht ist."

„Sie machen mich immer neugieriger."

„Man sagt, Ihr Herr Gemahl gehe mit dem Gedanken um, aus seinen Gütern ein Familienfideicommiß zu stiften."

Sie richtete rasch den Kopf auf und sah ihn mit gespannter Erwartung an. „Dieser Gedanke ist bereits zur That geworden. Die Stiftungsurkunde liegt im Cabinet Sr. Majestät des Königs zu dessen Genehmigung.“

„Das thut mir leid, gnädigste Frau.“

„Wie —?“

„Ich hätte erwarten können, bei einer so wichtigen Familienangelegenheit betheiligt zu werden.“

„Aber sie ging doch nur die Söhne an.“

„Verzeihen Sie, wenn ich anderer Ansicht bin. Sie ging die Kinder des Herrn von Müller an, und zu denen zählt doch auch seine Tochter — meine Braut“.

„Ich bin verwundert, daß auch Sie . . . Wir glaubten Ihrem Herrn Vater jede erforderliche Erklärung gegeben zu haben.“

„Wenn Sie gütigst erwägen wollen, gnädigste Frau, daß ich mich mit Fräulein Renate verlobte, als von diesem Projekt noch gar nicht die Rede war . . . Die selbstverständlichste Voraussetzung schien die zu sein, daß die Braut des Grafen Wiesel mindestens ihren Geschwistern gleichgestellt bleibe.“

„Und wie wissen Sie, daß diese Voraussetzung jetzt nicht mehr zutrifft?“ fragte sie zögernd.

„Ich möchte mir eben von Ihnen die Gewißheit geben lassen —“

„Lieber Graf, ich finde es doch recht undelicat ... In der That, ich kann Ihnen diesen Vorwurf nicht ersparen.“

Er zuckte die Achseln. „Ich bin in der üblen Lage, lästig fallen zu müssen. Es ist aber wirklich nicht meine Schuld, daß diese Erörterungen nothwendig werden; und es scheint mir noch immer besser, daß wir uns jetzt zu verständigen suchen, als daß später die Zeit kommt, in der wir zu spät einsehen, einander nicht verstanden zu haben.“

„Aber ich begreife nicht ... Sie haben nie Bedingungen gestellt.“

„Das wäre beleidigend für Ihren Herrn Gemahl und Sie gewesen.“

„Wenn Sie das fühlen —“

„Ebenso beleidigend wäre es für mich, mein Vertrauen getäuscht zu sehen.“

„Lassen Sie mich nicht argwöhnen, daß mehr Speculation als Neigung —“

„Gnädige Frau —! Ich denke, wir Beide kennen genug von der Welt, um uns darüber nicht aufzuregen, daß auch Entschlüsse des Herzens durch Erwägungen des Verstandes mitbestimmt werden. Je

nüchterner diese ausfallen, um so bessere Garantie ist vielleicht dafür gegeben, daß jene sich nicht als übereilt erweisen. Ich halte durchaus nicht mit dem Geständniß zurück, daß ich die sogenannten Glücksgüter zu schätzen weiß und mit ihnen auch da zu rechnen für meine Pflicht halte, wo in erster Linie eine Herzensneigung befriedigt sein will."

„Wenn Sie die großen Vortheile bedenken, die ein Fideicommiß der ganzen Familie bis in die spätesten Zeiten gewährt, werden Sie von jeder kleinlichen Rechnung gewiß abstehen, lieber Graf."

Er zog seine Handschuhe durch die Hand. „Sie werden billig zugeben, gnädigste Frau, daß diese Vortheile für uns in unabsehbarer Ferne liegen. Die weibliche Linie pflegt erst dann berücksichtigt zu werden, wenn die männlichen sämmtlich ausgestorben sind, und es kommt dann immer erst die weibliche Linie des letzten Besitzers an die Reihe. Täuschen wir uns doch darüber nicht: für Renate bedeutet diese Stiftung eine theilweise Enterbung. Oder wäre Herr von Müller wirklich reich genug —"

„Ich finde es sehr häßlich," brach sie geärgert ab, „diese Dinge mit Ihnen erörtern zu sollen. Wenden Sie sich an meinen Mann. Vielleicht ist er geneigt, Ihnen seine Bücher aufzuschlagen."

„Schwerlich, gnädige Frau," antwortete er gelassen, „deshalb wende ich mich ja an Sie. Wenn ich nicht sehr irre, ist dieses Fideicommiß auch viel mehr Ihre Schöpfung, als die des alten Herrn, dessen kaufmännische Denkweise von dergleichen Gründungen weit abliegt. Sie haben ihn bestimmt, verehrteste Mama, und Sie allein sind in der Lage, ihn auch wieder anders zu bestimmen."

„Aber wie kann davon jetzt noch die Rede sein," rief sie ungeduldig.

„Ich würde es sehr bedauern," entgegnete er, „wenn Sie mich unter diesem Vorwande abweisen wollten. Noch läßt sich nicht von etwas Unwiderruflichem sprechen."

„O gewiß, gewiß! Daran ist nicht mehr zu rütteln und zu rühren."

„Erlauben Sie, daß ich anderer Meinung bin. Der Fideicommißerbe ist Dagobert, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen es nicht? Ah . . ." Er lächelte ungläubig. „Das Testament ist doch wohl längst hinterlegt —"

„Nein."

„Um so besser. Verehrte gnädige Frau, lassen Sie uns ganz aufrichtig mit einander verhandeln.

Das Fideicommiß hat für Sie überhaupt nur dann ein Interesse, wenn Dagobert der erste Besitzer wird."

Sie richtete sich stolz auf. „Ich bin seine Mutter!"

„Ja, ich verstehe das. Wenn ich nun aber die Macht hätte, zu hindern, daß diese Hoffnung in Erfüllung geht —"

„Herr Graf —!"

„Dann würden Sie lieber diese Schöpfung selbst zerstören, als sie anderen Händen anvertraut sehen. Das ist so natürlich, selbstverständlich."

Frau von Müller war stutzig geworden. Was steckte hinter dieser dreisten Behauptung? „Ich weiß nicht, was Sie berechtigt . . ." sagte sie und heftete dabei einen lauernden Blick auf sein Gesicht.

Er hielt ihn aus, ohne mit der Wimper zu zucken, aber er rückte den Puff dem Langsopha ein wenig näher. „Es hört uns Niemand," flüsterte er. „Was hier gesprochen wird, wird lediglich für uns gesprochen. Ich erwarte mir davon einen gewissen Erfolg. Wenn er ausbleibt . . . Ich möchte mit dieser Möglichkeit nicht gern rechnen. Vielleicht genügt es Ihnen, wenn ich einen Namen nenne. Unzweifelhaft den Namen eines der gemeinsten Schufte,

die je ihr unsaubres Handwerk betrieben haben, aber . . . man macht mitunter Bekanntschaften, ohne sie zu suchen. Herr von Ohlschütz —“

Wendeline wurde es schwarz vor den Augen. Alles Blut drängte sich zum Herzen und drohte seine Kammern zu sprengen. Sie schwankte und sank mit der Schulter gegen die Lehne. Ihre Lippen waren blau. „Was hat er Ihnen . . .“ zitterten sie.

Graf Benno sprang auf und suchte die halb Ohnmächtige aufzurichten. „Um Himmelswillen, gnädige Frau —,“ rief er, „es war nicht meine Absicht . . .“ Er ergriff vom Tisch eine Flasche mit kölnischem Wasser und sprengte es ihr über die Stirn.

Sie nahm alle Kraft zusammen. „Es ist nichts — es ist schon wieder gut,“ sagte sie lächelnd. „Nein wirklich — bemühen Sie sich nicht. Dieser Mensch, den Sie da nannten — ich gebe zu, daß er mir sehr verhaßt ist. Und ich fürchte, er hat noch gemeiner gehandelt, als ich ihn für fähig hielt.“

„Er hat mir Briefe zum Kauf angeboten, die für mich eine sehr wichtige Bedeutung haben sollten — Briefe einer mir bekannten, verheiratheten Frau. Er nannte den Namen nicht, und ich konnte der Meinung sein, es handle sich um eine Dame, zu der ich selbst einmal in gewissen Beziehungen ge=

standen habe. So erklärt sich's, daß ich ihn nicht sofort abwies, sondern die Briefe las. Die Handschrift schien mir bekannt, ich wußte sie aber in meiner Erinnerung nicht unterzubringen. Die ersten, die ich durchflog, waren nur mit einem W. unterzeichnet. Selbst der ausgeschriebene Name machte mich kaum stutzig, da der Inhalt der Briefe meinen Gedanken nichts ferner legte, als eine Beziehung hierher. Darin freilich fehlte es nicht an Andeutungen, daß die Schreiberin eine Dame von altem Adel war, und die letzten Billets endlich, viel später und erst vor etwa sechs Jahren abgefaßt, mußten mich auf eine sehr überraschende Spur leiten. Herr von Ohlschütz hatte seinen Zweck erreicht. Er bestätigte meine Befürchtung, ehe ich sie noch auszusprechen wagte. Nun blieb mir nichts übrig, als zu seinem schurkischen Angebot Stellung zu nehmen."

„Sie haben ihm die Briefe abgekauft?"

„Ich hielt dies schon in Ihrem Interesse für durchaus geboten, gnädige Frau. Aber auch mir selbst konnte es unmöglich gleichgültig sein —"

„Gewiß, gewiß."

„Er verlangte Anfangs einen ganz unverschämten Preis, ließ aber mit sich handeln, da ich klug und vorsichtig genug war, ihn zunächst ganz abzuweisen.

Ich mußte ja merken, daß ihm das Messer an der Kehle saß. Einen öffentlichen Scandal hervorzurufen, bei dem er nichts verdiente, konnte nicht in seiner Absicht liegen; die Zahl der Personen aber, die dringend wünschen mußte, ihm unter allen Umständen vorzubeugen, war nicht groß, und ich durfte vermuthen, daß der Besuch bei mir nicht der erste sei. So wurden wir denn einig.“

„Und Sie sind im Besitz der Briefe?“

„Ja, gnädige Frau.“

Frau von Müller stand auf und trat in die Fensternische. Sie schob zu diesem Zweck den in tiefem Bogen herabhängenden Vorhang zur Seite und ließ ihn hinter sich fallen. Das geschah mit einer hastigen Bewegung, als hätte sie eiligst durch's Fenster zu sehen, oder wolle es öffnen, um frische Luft einzulassen. Für den Grafen blieb eine Minute lang wenig mehr als ihre Schleppe sichtbar. Sie wußte, daß sie hier von ihm nicht beobachtet werden konnte, und drückte eine kleine Weile die heiße Stirn gegen die Fensterscheibe, gegen die draußen der kalte Regen anschlug. Blitzschnell jagten allerhand Gedanken in ihrem Kopf herum. Was sollte sie thun? Und nun wußte sie's. Sie strich mit der Hand über das Gesicht hin, jede Falte auszuglätten, und hob

dann sogleich den Vorhang wieder. „Das Herbstwetter ist abscheulich," sagte sie. „Ich glaubte schon, ein Hagelschauer . . . Aber es ist nur der Regen, was da gegen das Fenster poltert. Sie wollen doch jetzt nicht reiten? Ich denke, Sie bleiben zu Mittag unser Gast."

Er staunte, wie rasch sie die Herrschaft über sich zurückgewonnen hatte. „Gnädige Frau —" wendete er ein, ohne sich zu erheben.

Sie setzte sich wieder. „Uebrigens danke ich Ihnen, lieber Graf," fuhr sie in demselben Ton fort. „Sie haben gethan, was sich aus den Umständen als das Richtige ergab. Hätten Sie freilich gewußt . . . Herr von Ohlschütz war schon hier gewesen, wurde aber von mir abgewiesen — sehr gründlich abgewiesen, so daß er sich wohl sagen mußte, es sei mit seinen Briefen bei uns kein Geschäft zu machen. Aber das konnten Sie so nicht wissen, und ich danke Ihnen, daß Sie weiterem Unfug vorgebeugt haben. Selbstverständlich werden Sie erlauben, daß wir Ihnen Ihre Auslage sogleich vergüten."

„O, ich bitte —" murmelte er. „Diese Briefe in meinen Händen —"

„Ich will sie Ihnen gar nicht abfordern. Ich

weiß wohl, daß sie bei Ihnen so sicher aufgehoben sind, als bei mir. Wenn Sie selbst ein Auto da Fe veranstalten wollen, um sie verschwinden zu lassen, kann ich dagegen gar nichts einwenden. Ihren Inhalt kennen Sie nun einmal. Er verräth Ihnen eine Jugendverirrung, deren ich mich schuldig machte und die ich schwer genug bereut habe. Mein Mann ist von dem sehr traurigen Vorfall unterrichtet, und er war ja wohl der Einzige, der außer mir selbst dazu Stellung zu nehmen hatte. Ihnen, Herr Graf, konnte daran gelegen sein, diese Schriftstücke verschwinden zu lassen. In Ihrem Besitz sind sie verschwunden. Es giebt keine denkbare Möglichkeit, wie Sie von ihnen anders Gebrauch machen sollten, als daß Sie damit das Feuer in Ihrem Kamin anfachen."

Auf diese Wendung war er nicht vorbereitet gewesen. Aber sie hatte Recht. Was sollte, was konnte er . . . Sie wand ihm lächelnd die Waffen aus der Hand, die er eben noch für so stark gehalten hatte. Und doch konnte er sich nicht entschließen, den Kampf sogleich aufzugeben. „Sie sprechen von einer Jugendverirrung, gnädige Frau," sagte er, „und die älteren Briefe weisen allerdings in jene schon fernliegende Zeit zurück, die mich wirk-

lich gar nichts angeht. Aber Sie sahen diesen Herrn von Ohlschütz wieder, gestatteten ihm den Verkehr in Ihrem Hause und wendeten ihm dann sehr reichlich die Mittel zu, eine neue Existenz zu finden — unter der einzigen Bedingung, daß er verschwinde. Es geschah das vor nun fast sechs Jahren. Ich weiß es deshalb genau, weil Sie — verzeihen Sie —, die Unvorsichtigkeit begangen hatten, sich ihm gegenüber schriftlich zu äußern. Die Daten stehen danach fest. Und wenn man sich dann erinnert . . ."

Er stockte, und Frau von Müller hob herausfordernd den Kopf. „Nun, Herr Graf —?"

„Die Briefe zwingen förmlich dem Leser die Voraussetzung eines sehr vertrauten Verhältnisses auf."

„Wie es durch die Umstände im Rückblick auf die Vergangenheit geboten war."

„Hm —"

„Herr Graf, ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären. Ich habe ein Recht, dies zu fordern "

Er zögerte ein wenig und klopfte sein Knie mit den Handschuhen. „Sie erinnern sich, gnädige Frau, wovon unser Gespräch ausging," sagte er dann, die Worte hinziehend. „Dagobert —"

„Ah!" fuhr sie auf.

„Es ist jedenfalls ein sonderbares Zusammentreffen —"

Sie starrte ihn an. „Was aber — was in aller Welt?"

„Gnädige Frau, ich muß es Ihnen überlassen, meine Gedanken zu errathen. Ich bin weit entfernt, mich zu Ihrem Richter aufzuwerfen oder mir auch nur eine Kritik Ihres Verhaltens zu erlauben. Aber ich kann an den Thatsachen nicht vorüber, da für mich selbst sehr wichtige Interessen auf dem Spiel stehen. Ich komme deshalb auf mein erstes Wort zurück: Dagobert darf nicht Besitzer des Fideicommisses Steinhausen werden, und ich nehme an, daß unter diesen Umständen das Fideicommiß Steinhausen für Sie überhaupt keinen Werth mehr hat."

Frau Wendeline erhob sich zornglühend und deutete mit der zitternden Hand nach dem Ausgange. „Die erbetene Unterredung ist zu Ende," zischte sie. „Die Vermuthung, die Sie anzudeuten wagen, ist empörend — so empörend, daß ich mich entwürdigen müßte, wenn ich zu ihrer Widerlegung auch nur ein Wort verschwendete. Gehen Sie, Herr Graf, und benutzen Sie die Briefe, wie Sie wollen und" — sie lachte spöttisch auf — „und können. Ich habe nichts zu fürchten. Jetzt aber ist es mir nicht nur eine

Herzens-, sondern auch eine Ehrensache, daß Dagobert der erste Majoratsherr von Steinhausen wird."

Sie verließ das Zimmer und nöthigte ihn, ihr zu folgen. Im Salon verabschiedete sie ihn mit einer stummen Verbeugung. Der Blick, mit dem sie ihn dabei streifte, sagte ihm, daß sie als Feinde schieden.

XXII.

Als Graf Benno sich entfernt hatte, sank sie in einen Sessel, beugte den Kopf weit zurück, drückte die Hände gegen die Stirn und stöhnte schmerzlich. Die Augen hatte sie geschlossen, der Mund blieb halb geöffnet. Nach und nach wurden die Laute leiser, und dann, Minuten lang, schien die Brust gar nicht zu athmen. Nach einer Viertelstunde richtete sie sich plötzlich auf und blickte umher, ob sie auch allein sei. „Ja, das muß geschehen," sagte sie mit Entschiedenheit, als sie sich davon überzeugte. Nun stand sie auf, verließ den Salon, stieg die Treppe hinauf und klopfte an Renate's Thür.

Sie fand Renate in ihrer Schlafstube, deren Fenster verhängt war, auf dem Bett liegend, einen kalten Umschlag über der Stirn. Ihr Kopfweh habe sehr zugenommen, klagte sie, und drohe noch heftiger

zu werden. Sie glaubte, daß die Mama sich nach ihrem Befinden erkundigen komme. Diese aber sagte nach einigen flüchtigen Worten des Bedauerns: „Liebes Kind, es thut mir leid, Dich trotz der unschicklichen Zeit um Gehör in einer sehr ernsten und verdrießlichen Sache bitten zu müssen. Graf Benno —“

„Ich kann ihn jetzt nicht sehen,“ fiel Renate mit einem nervösen Zucken des Mundes ein, „unmöglich, liebe Mama — unmöglich.“

„Er ist nicht mehr hier,“ beruhigte Wendeline, „und ich wollte, er käme nie mehr wieder.“

Renate hob sich auf den Ellenbogen. „Verstehe ich Dich recht?“

„Liebes Kind, so betrübend es für uns ist, in einer schweren Täuschung befangen gewesen zu sein so schmerzlich Dir die Enttäuschung sein muß — Graf Benno Wiesel hat sich lediglich durch materielle Interessen leiten lassen, als er um Deine Hand anhielt.“

„O, ich wußte es ja!“ rief das Mädchen, sich nun ganz aufrichtend und die Binde fortwerfend. „Hat er Dir gesagt —?“

„Natürlich nicht mit dürren Worten. Aber was er mir gesagt hat, kann bei mir keinen Zweifel mehr

über seine wahre Gesinnung lassen. Erspare mir nähere Mittheilungen und vertraue meiner Einsicht. Wie ich den Grafen jetzt erkannt habe, kann er Dich nur tief unglücklich machen. Noch ist es nicht zu spät, ein Verhältniß zu lösen, dem es von seiner Seite offenbar an dem wichtigsten Erforderniß, einer herzlichen Zuneigung gebricht. So fatal ein Bruch kurz vor der Hochzeit auch sein mag, und so viel Ueberwindung er Dich kosten wird —"

Renate schlang ihre Arme um sie und drückte stürmische Küsse auf ihren Mund. Das Unwohlsein schien gänzlich verschwunden zu sein. „O, meine liebe, liebe Mama," rief sie, „wie glücklich Du mich machst! Es ist, als ob Du mir einen centnerschweren Stein von der Brust wälzest. Ich wußte ja, daß er mich nicht liebt — nie geliebt hat. Und nur weil ich Euch nicht betrüben wollte . . . Ach Gott! das macht mich ja wieder ganz gesund. Wenn Ihr erlaubt, daß ich mein Wort zurücknehmen darf — wie gern, wie gern geschieht das!" Sie ließ sich vom Bett neben ihr niedergleiten und küßte ihre Hände.

Diese lebhafte Aeußerung ihrer Freude schien Frau von Müller doch zu überraschen. „Aber, wenn's so stand," sagte sie, „warum hast Du nicht gesprochen?"

„Ich betrachtete das wie eine Schicksalsfügung,“ antwortete Renate. „Es ist Dir so verhängt und es muß getragen werden! Ich hätte meine Zustimmung nicht geben sollen. Damals war ich in meinem Handeln frei, später nicht mehr. Nun aber bist Du's, die das Thor aufschließt, und ich danke Dir von Herzen.“

„Wir werden mit dem Papa sprechen müssen,“ bemerkte die Mama, sich ihren Liebkosungen sanft entziehend. „Hoffentlich ist er einverstanden.“

Renate ließ den Kopf hängen. „Kann da noch ein Zweifel sein?“ fragte sie. Gleich wieder umarmte sie die Mama. „Ach! Du vermagst bei ihm so viel . . .“

Frau von Müller seufzte. „Wir wollen sehen, Kind. Jedenfalls erwarte ich, daß Du mir tapfer secundirst.“

Die Migräne war wirklich geheilt. Renate riß die dunklen Vorhänge vom Fenster fort und ließ das Licht ein. Sie öffnete einen Flügel, so naßkalt auch die Luft einströmte. Dann nahm sie aus einer Schieblade ihres Schreibtisches die Briefe, die sie vom Grafen Benno erhalten hatte und band sie, ohne noch einen Blick hineinzuwerfen, in ein Päckchen zusammen. Seine Geschenke legte sie dazu. Bei

Tisch fehlte der alte Herr. Es hieß, das abscheuliche Wetter habe ihm eine Grippe gebracht, mit der er sich lieber auf sein Zimmer einschließe. Die Mama flüsterte Renate zu, es habe sich noch nicht die passende Zeit finden lassen; sie sah mürrisch aus und schien mit ihren Gedanken nicht bei der Unterhaltung. Als man aufgestanden war, konnte Renate sich's nicht versagen, Herrn von Stein leise zuzurufen: „Ich bin frei.“ Er stutzte und sah sie sehr verwundert an. Was bedeutete das? „Ja, ja!“ bestätigte sie, „aber bis morgen —!“ Sie legte den Finger auf den Mund. Der Verlobungsring war schon abgezogen. Jetzt bemerkte es Herr von Stein. Er stieß ein überraschtes „Ach —!“ aus; das ernste Gesicht erheiterte sich und blieb erwartungsvoll gespannt. Aber Renate hatte sich schon abgewandt, Dagobert unter die Arme gefaßt und ihn herumgeschwenkt. Durfte er sie verstanden haben?

Frau von Müller ging zu ihrem Manne. Er war nicht eigentlich krank, aber in der verdrießlichen Stimmung eines Kranken. Das jetzt so kühle Verhältniß zwischen den Eheleuten machte es ihr nicht ganz leicht, diese sehr fatale Sache an ihn zu bringen. Sie bemühte sich eine Weile, auf allerhand Umwegen heranzukommen, aber er nahm wenig Theil. End-

lich brach sie ungeduldig durch. Renate's Verlöbniß müsse aufgehoben werden. Nun stutzte er. „Wie — wie — wie? Ich verstehe nicht, wie das auch nur möglich sein soll. Und warum?“ Sie sagte nun ungefähr, was sie Renate gesagt hatte. Man habe nur die Wahl, einen Einspruch zu berücksichtigen, an dessen Möglichkeit man bisher nicht einmal gedacht habe, oder ihm zu beweisen, daß man sich keine Vorschrift machen lasse. Alles Weitere verschwieg sie. Der alte Herr regte sich so schon sehr auf. An dem Fideicommiß hing sein Herz nicht; aber er hatte nun einmal seine Verfügung getroffen und wollte sich am wenigsten von dem jungen Grafen dreinreden lassen. Sein Widerspruch ärgerte, kränkte ihn. Er ereiferte sich deshalb nicht wenig und drohte inzwischen an seinem Husten zu ersticken; als nun aber Wendeline verlangte, er solle dem Grafen auf der Stelle eine Absage schreiben, zog er wieder zurück. Das unliebsame Aufsehen — so kurz vor der Hochzeit — man müsse der ganzen Vetterschaft der Grafen Wiesel vor den Kopf stoßen — etwas werde doch auch an Renate hängen bleiben — eine Verständigung auf Grund unabänderlicher Thatsachen sei doch unter verständigen Leuten nicht ausgeschlossen. Und kurz: er wolle sich nicht über-

eilen, mindestens die Nacht darüber hingehen lassen — morgen sei auch ein Tag. Dieses Fideicommiß — ah! dieses Fideicommiß!

Er erzürnte sich immer mehr gegen etwas, das Wendeline unantastbar bleiben sollte. Sie glaubte, im Augenblick nicht weiter in ihn dringen zu dürfen. Auch Renate, die sich eine Stunde später nach seinem Befinden zu erkundigen kam und die Gelegenheit benutzte, bei ihm jedes Bedenken zu beseitigen, als ob sie der Bruch mit dem Grafen beschweren könne, richtete nichts bei ihm aus. Er wolle überlegen, vielleicht erst noch mit dem Vater Benno's verhandeln — man dürfe einen solchen Schritt nicht thun, ohne das Für und Wider reiflich abgewogen zu haben. „Du hast Dich nun einmal gebunden," schloß er, „und gegen Dich hat sich der Graf nicht vergangen. Gewissermaßen ist es Dein eigenes Interesse, das er vertritt. Du darfst ihn nicht ungerecht verurtheilen. Morgen sprechen wir weiter davon — morgen."

Morgen! Aber Graf Benno ließ ihm nicht so lange Zeit. Gegen Abend kam ein reitender Bote und brachte einen Brief. „Ich bedauere, zu der Erkenntniß gekommen zu sein," schrieb der Rittmeister, „daß meine Ehe mit Ihrem Fräulein Tochter keine

glückliche sein könnte. Unsere Charaktere und Lebensanschauungen sind zu verschieden, unsere Neigungen berühren einander zu wenig. Ich weiß, daß ich nicht geliebt bin, und ich leugne nicht, daß auch auf meiner Seite die Hoffnung, es werde sich mit der Zeit ein herzlicheres Einverständniß herausstellen, nicht in Erfüllung gegangen ist. Es kommt dazu, daß ich nach einer Unterredung mit Ihrer Frau Gemahlin fürchten muß, durch diese Heirath nicht einmal diejenige äußerlich gesicherte Lebenslage zu gewinnen, ohne die sich nach dem Maß meiner Bedürfnisse und bei der schwierigen Aufgabe, gewisse natürliche Unterschiede verschwinden zu lassen, ein befriedigendes Verhältniß auf die Dauer nicht denken ließe. Ich will Ihnen nicht Vorwürfe machen, aber mir selbst schulde ich den Anspruch, nicht übersehen zu werden, und ich glaube in der That nicht so rücksichtsvoll behandelt zu sein, wie es Ihrem künftigen Schwiegersohn gebührte. Mein Vater ist meiner Meinung. Ich halte diese Gründe für ausreichend, einen Entschluß zu motiviren, dessen unvermeidliche Folgen mich sehr betrüben, und sehe daher von anderen ab. Ich hoffe, Fräulein Renate, die ich gewiß nicht kränken möchte, wird mir bei ruhiger Ueberlegung dankbar dafür sein, daß ich einen Irrthum

eingestehe, bevor es zu spät ist, und selbst das Band löse, das zu zerreißen sie vielleicht nicht den Muth hat. Es ist so sehr mein eigener Wunsch als der meines Vaters, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen, sehr geehrter Herr, durch diesen unliebsamen Zwischenfall nicht gestört werden dürfen. Von unserer Seite wenigstens soll Alles geschehen, ihm die Bedeutung eines Zerwürfnisses in der Meinung der Gesellschaft zu benehmen, und wir rechnen dabei auf Ihr freundliches Entgegenkommen. Mit vollkommener Hochachtung allezeit Ihr ergebenster — Graf Benno Wiesel-Trumpen.“ Der Verlobungsring lag diesem Schreiben bei.

Herr von Müller saß da, wie versteinert. Wendeline nahm das Blatt auf, das seinen Händen entfallen war, und überflog seinen Inhalt mit einem schnellen Blick. „Ah!“ schrie sie auf, „die Zeit ist versäumt, und Du trägst die Schuld.“

Renate aber kniete vor ihrem Vater nieder und küßte unaufhörlich seine Hände. „Betrübe Dich doch nicht, mein lieber, guter Papa,“ bat sie, „ich bin ja so glücklich!“

XXIII.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden sogleich eingestellt, alle Aufträge zurückgenommen. Den Freunden der Familie mußte die Aufhebung der Verlobung angezeigt werden. Man hatte nicht einmal die Genugthuung, bemerkbar machen zu dürfen, daß der Bruch von Seiten der Braut erfolgt sei. Es fehlte nicht an lästigen Condolenzvisiten, bei denen auf neugierige Fragen eine gewundene Antwort zu geben war. Bald wußte die ganze Nachbarschaft, daß der Graf abgeschrieben hatte. Man gab sich den Anschein, dies sehr unrecht und übermüthig zu finden, gönnte aber schadenfroh den Aufkömmlingen diesen Verdruß. Die lieben Müllers mit dem Von hatten auch zu hoch hinaus gewollt! Und das Geld thut's doch nicht allein!

Frau von Müller schrieb an die Verwandten,

zuerst an Leopold, damit er bei der Begegnung mit dem Rittmeister, der gleich nach der Absage von Trumpen abgereist war, von dem Vorfall unterrichtet sei und sein Verhalten danach regle. Sie schrieb ihm tief empört über die Frivolität des Grafen, der aus Speculation auf ein großes Vermögen das Verlöbniß mit Renate eingegangen sei und dasselbe ohne einen anderen Grund, als weil er sich in seinen Erwartungen getäuscht glaubte, wieder aufgehoben habe. „Es wäre seine Pflicht gegen seine Braut, gegen Dich, ihren Bruder und seinen Kameraden, gegen die ganze ehrenwerthe Familie gewesen, eine Erklärung von der anderen Seite abzuwarten, nachdem er mir seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben. Die Eile, mit der er brach, war geradezu unanständig. Sie setzte bei ihm die Meinung voraus, daß es uns an dem geringsten Maß von Zartgefühl fehle, wenn nicht die Absicht, der Lösung des Verhältnisses von unserer Seite zuvorzukommen und uns in den Augen der Gesellschaft bloßzustellen. Es wird sich Dir von selbst verstehen, daß Renate keinen Augenblick gezögert hat, ihm den Ring zurückzugeben, und nur die Krankheit des Vaters die sofortige Absendung verhinderte. Mache von diesen Mittheilungen überall da Gebrauch, wo Dir eine

Aufklärung des wahren Sachverhalts im Interesse der Familie geboten scheint."

Leopold war bestürzt. Er wußte, daß die Aufhebung dieses Verlöbnisses mehr bedeutete, als eine fehlgeschlagene Hoffnung für Renate; auch er liebte seine Schwester und empfand für sich selbst eine Kränkung in der Absage des Grafen. Es war ihm nicht eine Minute zweifelhaft, was er zu thun habe.

Er fuhr zum Rittmeister und stellte ihn zur Rede. „Haben Sie meiner Schwester irgend etwas vorzuwerfen?" fragte er ihn.

„Nein," antwortete dieser, „nicht das Mindeste."

„Dann aber finde ich es unbegreiflich —"

„Ich habe meine Gründe klar dargelegt."

„Aber diese Gründe rechtfertigen nicht den Rücktritt auf Ihrer Seite."

„Darüber habe ich meine eigene Meinung."

„Ihr Verhalten ist beleidigend für Renate, für die ganze Familie."

„Jedenfalls lag mir eine kränkende Absicht gänzlich fern."

„Die Thatsachen scheinen sie zu beweisen."

Der Graf zuckte die Achseln. „So trügt der Schein. Ich bin gern zu einer Erklärung vor Zeugen bereit, daß ich Fräulein Renate von Müller hochachte."

„Sie genügt nicht. Schon die Annahme, daß sie erforderlich sein könnte, wäre kränkend.“

„Ja, dann weiß ich nicht —“

„Herr Graf, ich muß darauf dringen, daß Sie Ihr gegebenes Wort halten.“

„Ist dies der ausgesprochene Wunsch Ihrer Fräulein Schwester?“

„Nein.“

„Oder — Ihrer Frau Mutter?“

„Nein. Ich stehe hier für mich selbst.“

„So werden Sie mir erlauben, Ihnen zu bemerken, Herr Kamerad, daß mein Entschluß wohlüberlegt war, und es nicht meine Gewohnheit ist, mir Vorschriften machen zu lassen.“

„Sie zwingen mich auf diese Weise, Herr Graf, Ihnen zu sagen, was ich von Ihrer persönlichen Ehrenhaftigkeit denke.“

„Ah!“ rief der Graf, stolz über ihn hinsehend, „sollten Sie es wirklich nöthig haben, abzuwarten, bis ich mich für beleidigt erkläre?“

„Ich verstehe,“ sagte der Lieutenant, „und behalte mir vor, danach zu handeln.“ Er zog die Hacken aneinander und ließ die Sporen klirren. „Bedauere sehr . . .“

Der Graf ging auf ihn zu und bot ihm die

Hand. „Es ist wirklich nichts geschehen," sagte er, „was uns zu einer solchen Auseinandersetzung nöthigt. Ich gestehe ein, über mein Gefühl im Irrthum gewesen zu sein, mich verkannt zu haben. War es unter solchen Umständen nicht meine Pflicht gegen die junge Dame, die ich hochschätze und der ich jedes Glück gönne, zurückzutreten, bevor unsere Verbindung unlöslich wurde? Bedenken Sie das."

Leopold nahm seine Hand nicht an, verneigte sich kurz und ging.

„Es war vorherzusehen," murmelte der Rittmeister, „er ist das dem Herrn von Müller schuldig. Nun ja — es sei so." Er streckte sich seufzend in einen Schaukelstuhl aus, der in der Nähe des einen Fensters neben einem kleinen Rauchtisch stand, schlug ein Bein über das andere und gab sich eine sanfte Bewegung. „Wenn er Alles wüßte . . . Pah! das ist ausgeschlossen." Er dachte an Herrn von Ohlschütz und Wendelinens Briefe an ihn, die nun in seiner Hand ganz machtlos geworden waren. Ja, ganz machtlos. Wäre seine stille Hoffnung, sie als Zwangsmittel benutzen zu können, das Fideicommiß Steinhausen aus der Welt zu schaffen, in Erfüllung gegangen, er hätte mit Renate nicht gebrochen. Nun die kluge Frau sich ihm entwand, war freilich

die Nothwendigkeit seines Rücktritts gegeben, aber zugleich auch die Gewißheit, daß er in der That nur edelmüthig die Geschäfte der Dame besorgt, für sich selbst aus dem Ankauf der Briefe keinen Gewinn gezogen hätte. Wollte er nicht seinen Ruf als Ehrenmann auf's Spiel setzen, und sich als Offizier um alle Achtung bringen, so durfte Niemand von diesem Besitz wissen, als Frau von Müller. Nicht einmal Leopold. Jeder Verrath des Geheimnisses würde ihm mit Recht als ein Akt gemeiner Rache ausgelegt sein. Die Briefschreiberin konnte jetzt ruhig schlafen. Ihr gefährlichster Gegner, dieser Herr von Ohlschütz, war beseitigt, und was er selbst von ihr dachte . . . Pah!

Es war eine ärgerliche Lage, in der er sich befand, und er konnte nichts dazu thun, sie zu ändern.

Sein Vetter, Graf von Wiesel, besuchte ihn, um ihn zum Theater abzuholen. Er war jetzt Regierungsreferendar und auf kurzen Urlaub nach Berlin gekommen, um, wie er sagte, seine Lebensgeister einmal wieder aufzufrischen. In der Provinzialstadt spielte er zwar die erwünschte Rolle, langweilte sich aber bei dem Mangel abwechselnder Vergnüglichkeiten und glaubte auch eine Erholung von der Akten-

arbeit nöthig zu haben, die ihm der strenge Präsident nach seiner Meinung überreichlich zumaß. Er trug sich womöglich noch steifer als früher und hatte seine Nägel noch länger wachsen lassen; der am kleinen Finger der linken Hand ragte einen guten Zoll lang vor und wurde mit ausgesuchter Sorgfalt gegen jede Beschädigung geschützt.

Sie gingen zu Kroll, wo gerade Marcella Sembrich sang, und speisten dann im Club. Graf Robert schlug eine Verabredung für den folgenden Tag vor. „Ich werde mich morgen zu Hause halten müssen," meinte der Rittmeister.

„Darf ich fragen, wieso?" näselte der Referendar.

„Ich erwarte Besuch."

„Von Damen?"

„Nein."

„Und zu ganz unbestimmter Zeit?"

„Ich möchte darüber nicht sprechen. Aber es ist möglich, daß ich Dich später um eine Gefälligkeit bitte."

„Eine Gefälligkeit?" Graf Robert zog die Augenbrauen auf. „Darf ich verstehen?"

„Ganz nach Belieben. — Uebrigens habe ich Dir noch nicht gesagt . . . Mein Verhältniß mit Fräulein von Müller ist auseinander."

„Was —?" Der Referendar beugte sich vor, um ihm besser in's Gesicht sehen zu können. „Im Ernst?"

„Im Ernst."

„Aber das ist ja eine hocherfreuliche Neuigkeit, lieber Benno! Du erlaubst doch, daß ich sie so bezeichne."

„Ich habe nichts dagegen."

„Gratulire also — gratulire!" Er schüttelte dem Vetter die Hand. „Kellner — noch eine Flasche Sekt! Aber sage, wie ist das gekommen. Erwartete schon jeden Tag die Einladung zur Hochzeit."

„Ich habe abgeschrieben."

„Bravo, bravo!"

„Uebrigens aus Gründen, die ganz in meiner Person liegen."

„Gleichgültig! Die Geschichte ist auseinander — Gott sei Dank! Weißt Du, ich habe immer nicht recht begreifen können —"

„Laß das!"

„Dieser geadelte Cichorienhändler . . . Aber ist ja jetzt gleichgültig. Nein, wie mich das freut! Deshalb warst Du wohl auch nach Trumpen gefahren?"

„Es hat sich dort so gemacht."

„Und was sagt der Bruder dazu?“ Er wippte die Nase auf. „Ah! ich merke. Das da vorhin — hä?“

„Morgen, morgen.“

Der Referendar füllte die Gläser. „Dein Wohl!“

„Danke Dir.“ Er trank aus.

Es geschah, was der Rittmeister vorhergesehen hatte. Am folgenden Tag erschienen zwei Herren bei ihm, um ihm die Pistolenforderung des Lieutenants von Müller zu überbringen. Ein gütlicher Ausgleich wurde von beiden Seiten als völlig aussichtslos angesehen und von den Secundanten nur der Form wegen versucht.

Ueber die Bedingungen einigte man sich leicht.

Das Duell fand früh Morgens an einer entlegenen Stelle des Grunewalds statt, wohin man wie zu einer Jagdpartie gefahren war. Graf Wiesel, der eine innere Unruhe nur mit Mühe bemeistern konnte, schoß zuerst und streifte seines Gegners linken Arm. Gleich darauf erwiderte dieser den Schuß, den Schmerz verbeißend, fast ohne zu zielen, und traf den Grafen in die Brust. Er schwankte, ließ die Pistole fallen und sank rücklings zu Boden nieder.

Graf Robert sprang zu, ihn zu unterstützen und

aufzurichten. Der Arzt eilte herbei und untersuchte die Wunde.

„Todt —?“ fragte der Lieutenant tief erschüttert.

„Nicht todt,“ wurde ihm geantwortet, „aber kampfunfähig und augenblicklich ohne Bewußtsein.“

Lieutenant von Müller verließ den Platz und fuhr mit seinen Secundanten nach der Stadt zurück. Die Stimmung war ernst. Zu Hause angelangt, kleidete er sich sofort parademäßig und begab sich zu seinem Oberst. Er erstattete demselben Bericht über das Geschehene und stellte sich ihm zu Befehl. Dann versuchte er einen Brief an seinen Vater zu schreiben, aber seine Aufregung war so groß, daß die Hand erst nach Stunden die nöthige Festigkeit gewann. „Ich hoffe,“ bemerkte er, „die Verletzung wird nicht lebensgefährlich sein. Auch so ist der Ehrenpflicht genug gethan. Ich erwarte meine Festungsstrafe. Meine Armwunde ist unbedeutend und wird in kurzer Zeit geheilt sein. Herzlichste Grüße an die Mama und Renate, die hoffentlich mit mir zufrieden sind.“

Der Landauer, in welchem Graf Benno Wiesel hinausgefahren war, wurde geschlossen, er selbst darin, so weit dies geschehen konnte, lang ausgestreckt niedergelegt, nachdem der Arzt einen vorläufigen

Verband angelegt hatte. Langsam bewegte sich das Gefährt der Stadt zu. Das Bewußtsein war zurückgekehrt und wieder erloschen. In seiner Wohnung wurde er sofort sorgfältig gebettet. Während der Arzt mit ihm beschäftigt blieb, eilte Graf Robert fort, einen Assistenten herbeizuholen. Die Lunge zeigte sich schwer verletzt. Nur nach wiederholten Bemühungen gelang es, die Kugel aufzufinden und herauszuziehen. Der Kranke litt große Schmerzen und war nach der Operation völlig erschöpft. Gegen Abend hielt man's für geboten, Chirurgen von Ruf zuzuziehen. Es geschah besonders auf Wunsch des Grafen Robert, der dringend verlangte, daß nichts versäumt werde.

Er schrieb an den alten Grafen nach Trumpen. Das Duell sei unvermeidlich gewesen und habe für Benno einen unglücklichen Ausgang genommen. Augenblickliche Lebensgefahr scheine nicht vorhanden zu sein, aber ein Schuß in die Brust und durch die Lunge . . . Jedenfalls wäre zu rathen, daß der Graf nach Berlin käme, falls die Umstände dies irgend gestatteten; es würde auch eine Beruhigung für den Kranken sein.

Am anderen Tage, als Graf Eberhard mit dem Frühzuge nicht eingetroffen war, mußte der Referen-

dar schon bedauern, nicht lieber gleich telegraphirt zu haben. Er rechnete aus, daß der Brief kaum rechtzeitig angekommen sein könnte und wahrscheinlich erst mit der Morgenpost in Trumpen abgegeben sei. Er ließ nun für alle Fälle eine Depesche ab: „Nacht unruhig, Zustand verschlimmert, eiliges Kommen erwünscht.“ Es hatte sich Fieber und Husten eingestellt. Der Kranke befand sich in sehr gedrückter Stimmung und verlangte selbst, seinen Vater zu sehen. Robert suchte ihn vergeblich zu beruhigen.

Am Abend traf dann der alte Graf ein. Er hatte die traurige Nachricht wirklich erst am Morgen erhalten, gerade noch zeitig genug, auch den Tages-Schnellzug nicht versäumen zu dürfen. Die Depesche hatte ihn nicht mehr zu Hause getroffen. Er war bestürzt über das sehr ernste Gesicht, mit dem Robert ihm zur Begrüßung entgegenging. „Aber es wird doch nicht — ernstliche Gefahr . . .“ stammelte er.

„Lieber Onkel, die Aerzte scheinen bedenklich,“ antwortete Robert, „aber es läßt sich ja noch immer hoffen —“

„Ach, mein armer, braver Junge!“ rief der Alte. „Nein, nein! es ist unmöglich. So tückisch kann das Schicksal nicht . . . es ist unmöglich.

Sage ihm, daß ich da bin — ich will sogleich zu ihm. Wo ist der Doktor? Ihr seid ohne Grund besorgt."

Er fand seinen Sohn erschreckend verändert. So sehr er sich zusammennahm, rollten ihm doch die Thränen über die Wangen. Benno reichte ihm die Hand und nickte ihm lächelnd zu. Sprechen sollte er nicht. Was der Alte sagte, war ein Gewirr von Worten, die ihm Muth machen sollten, seine Lage nicht für gefährlich anzusehen. Der alte Herr hatte selbst alle Fassung verloren.

In der zweiten Nacht, als er völlig erschöpft auf dem Sopha des Besuchzimmers eingeschlafen war, weckte ihn Robert, der bei dem Kranken wachte. „Was giebt's — was giebt's?" fuhr er erschreckt auf, zugleich die Decke abwerfend und sich erhebend. „Lieber Onkel," sagte der Referendar, „Benno verlangt nach Dir. Irgend eine Vorstellung hat ihn ungewöhnlich aufgeregt, und es scheint so, als ob ich zu seiner Beruhigung nichts thun kann."

„Ich komme," antwortete der Graf. Er war bis auf den Rock und die Stiefeln angezogen und ließ sich auch nur Zeit, in die Pantoffeln zu schlüpfen. Als er an das Krankenbett trat, über das die Schirmlampe vom Tisch her einen bläulichen Licht-

schein warf, erschrak er über das Aussehen seines Sohnes. Er streichelte ihm die tief eingefallenen, vom Fieber erhitzten Wangen, beugte sich über ihn und sagte: „Mein armer Junge — kannst Du nicht schlafen? Ich setze mich zu Dir."

Benno gab ihm durch einen Druck der Hand das Zeichen, sich noch tiefer hinabzubücken. Nahe seinem Ohr flüsterte er mit leiser, rasselnder Stimme: „Ich fühle — es ist aus — mit mir — ganz aus . . ."

„Aber wie kannst Du denken?" antwortete der Alte. „Ich bitte Dich, sei nicht verzagt. Der Geheime Rath erwartet in nächster Zeit eine günstige Wendung. Hüte Dich nur vor jeder Aufregung."

Benno drückte wieder seine Hand und bewegte zugleich schüttelnd den Kopf. „Mein armer Papa . . ." und dann nach einem heftigen Hustenanfall: „Noch eine Bitte. Schieblade rechts — Schreibtisch — aufschließen — bitte sogleich . . ."

Graf Eberhard suchte den Schlüssel, öffnete, zog die mit Papieren gefüllte Schieblade heraus und trug sie an's Bett. „Hast Du etwas zu ordnen?" fragte er bedenklich. „Aber ich weiß wirklich nicht, ob ich es verantworten kann . . ."

Der Kranke tastete über die Papiere hin und

ließ die Hand auf einem zusammengebundenen Briefpäckchen liegen. „Das da — vernichten —“ flüsterte er. „Diese Briefe — nöthigten mich . . . Aber soll — vergessen sein. Frau von Müller — nichts mehr zu fürchten — sage ihr das . . . Vernichten — verbrennen . . .“

Der alte Graf hob das Päckchen heraus und wollte es in seiner Rocktasche verschwinden lassen. „Wie Du willst,“ sagte er dabei, „wie Du willst. Die Briefe sollen verbrannt werden — sei ganz ruhig.“ Benno aber zog ihn wieder an sich heran. „Nein,“ flüsterte er, „gleich verbrennen — gleich — dort —“ er blickte nach dem Kamin, in welchem noch einige Kohlen glühten — „gleich, bester Papa.“

Graf Eberhard willfahrte ihm. Er löste das Band und ließ die Briefe über die Kohlen hinflattern. Bald flammten sie hell auf. Benno wendete das Gesicht dorthin, bis das letzte Fünkchen erloschen war.

„Das beschwert Dich nicht mehr, mein lieber Junge,“ sagte der Alte, „was es auch gewesen sein mag. Und versuche jetzt zu schlafen. Es wird Dich stärken. Ich bleibe bei Dir.“

Er steckte die Schieblade wieder ein, setzte sich an's Bett und nahm die Hand des Kranken in die

seinige. Es schien wirklich so, als ob derselbe nach einer Weile eingeschlafen war. So beängstigend die Athmengeräusche auch klangen, sein Vater freute sich dieses Erfolges seiner beruhigenden Zusprache. Er nickte bald selbst auf dem Stuhl ein.

Als am nächsten Vormittage die Aerzte erschienen, war Graf Benno noch nicht erwacht. Der Geheime Rath beschäftigte sich lange mit ihm. Dann nahm er den alten Herrn bei Seite und sagte sehr ernst: „Es ist meine traurige Pflicht, Herr Graf, Sie darauf vorzubereiten, daß nach Menschendenken —“

„Was — was — was?“ fiel dieser entsetzt ein, seinen Arm packend und schüttelnd. „Sie wollen doch nicht die Befürchtung aussprechen, daß mein Sohn — mein einziger Sohn . . .“ Er starrte ihn an. Der ernste Blick, die festgeschlossenen Lippen und die ganze Haltung des Kopfes mußten ihn bedeuten, daß keine Hoffnung gegeben werden könne. Er ließ den Arm los und taumelte zurück. „O mein Gott!“ schrie er auf, „das wäre grausam. Nein, es kann nicht sein — es ist unmöglich!“

„Machen Sie sich jedenfalls auf das Schlimmste gefaßt,“ bat der Arzt. „Unsere Kunst kann nicht helfen. Wahrscheinlich wird der Kranke nicht mehr

zum Bewußtsein zurückkehren. Wünschen wir ihm ein sanftes Ende.“

Nicht vierundzwanzig Stunden nach dieser Unterredung gingen hin und der Rittmeister Graf Benno Wiesel, der Majoratserbe von Trumpen und Dörpfeld, war eine Leiche. —

Jetzt erst kam der alte Mann zur vollen Erkenntniß seines Verlustes. Bis zum letzten Athemzuge des Sohnes hatte er gehofft. Es schien seiner Fassungskraft ja undenkbar, daß ein so blühendes Leben, das bis in die fernste Zeit fortwirken sollte, plötzlich ausgelöscht, mit ihm selbst die stolze Ahnenreihe geschlossen sein könnte. Die ganze Welt schien ihm dahinter zu versinken. Sein Sohn, sein Kind! Der Schmerz war schon groß. Aber sein einziger Sohn! Das einzige Kind, dem er zu hinterlassen vermochte, was er selbst von den Vätern geerbt hatte. In den kräftigen Stamm, der Jahrhunderte fortdauern konnte, war der Blitz eingeschlagen, hatte das grüne Laub verzehrt, den hochaufragenden Ast niedergeworfen, und was da noch hinausschaute über die Seitenschößlinge, war ein verkohlter Strunk, aus dem nie mehr ein junger Trieb sich entwickeln würde, zum baldigen Absterben bestimmt. Er der Letzte! und mit diesem trostlosen Abschluß vor Augen

fortleben müssen, bis der Faden abgeschnitten würde. Es war zum Wahnsinnigwerden.

Immer wüthender bohrte sich der Schmerz in sein Gehirn. Und der junge Mann dort, der von Wohlthaten gelebt hatte und plötzlich ein reicher Erbe geworden war — was bedeutete seine Trauermiene? Eine elende Comödie am Sarge seines geliebtesten Todten. Der hatte fortgeräumt, was zwischen ihnen stand. Dicht an einander waren sie gerückt durch den Willen des Schicksals, und sein eigener Wille galt nichts — nichts! —

Die Leiche wurde mit großem militärischen Pomp nach dem Bahnhof übergeführt, um in der Nacht nach Trumpen befördert zu werden. Die Aristokratie betheiligte sich reichlich mit Blumenspenden. Der Sarg war mit Kränzen ganz bedeckt. Einen der prächtigsten mit langer Trauerschleife hatte Lieutenant von Müller geschickt. Helm, Säbel und Handschuhe auf dem Deckel waren unter Lorbeer fast vergraben. —

Leopold befand sich in tief niedergedrückter Stimmung. Er hatte sich täglich mehrmals nach dem Befinden des Rittmeisters erkundigen lassen, sehr bald den schlimmen Ausgang als gewiß angenommen. Was geschehen war, hatte ja geschehen

müssen, aber daß seine Kugel so unglücklich ... Ja, als ein schweres Unglück, das ihn selbst betroffen, betrachtete er den Fall des Gegners. Er war ihm ein freundlicher Kamerad gewesen, lange das Vorbild eines vornehmen Offiziers. Seiner Schwester hätte er einen anderen Mann gewünscht gehabt, aber sein eigener Leichtsinn ließ ihn doch über den des künftigen Schwagers hinwegsehen. Er empfand wenig herzliche Zuneigung für ihn, so lange das Verhältniß bestand, aber das Gefühl des Hasses blieb ihm auch fremd, als es gelöst wurde. Das Duell war eine durch Standesrücksichten gebotene Nothwendigkeit. Er wollte seinem Gegner nicht an's Leben; die Thatsache, daß er ihn vor die Pistole gefordert, daß er ihm seine Brust geboten, genügte. Eine leichte Verwundung, wie er selbst sie davon getragen, hätte die Ernstlichkeit des Kampfes bestätigt. Und nun dieses furchtbare Ende! Er meinte, nicht dafür verantwortlich zu sein und doch sein Leben lang nicht mehr ganz froh werden zu können.

Renate hatte ihm an demselben Tage, an welchem das Duell stattfand, ganz ahnungslos geschrieben. Nichts lag ihr ferner, als der Gedanke, der Bruder könne sich verpflichtet halten, den Bruch des Verlöbnisses zu rächen. Sie berichtete im heitersten

Ton, wie glücklich sie sich fühle, daß sie sich wieder frei wisse; einmal habe sie dem Götzen geopfert, und nie mehr solle das geschehen! Sie plauderte aus, daß der Graf ihr nur um kurze Zeit zuvorgekommen sei. „Und das ist mir," fügte sie hinzu, „aufrichtig gesagt, sehr lieb. Es wälzt alle Verantwortlichkeit auf ihn ab. Mama denkt darüber freilich anders." Er erhielt diesen Brief wenige Stunden nach Absendung seines Berichts über den Ausfall des Kampfes. Er war ihm nicht mehr aus den Gedanken gekommen. Und wenn er sich seinen Inhalt jetzt wiederholte, war es ihm, als ob er den Tod grinsen sähe: das hast Du gut gemacht. Er wußte, daß das Duell seinen Verlauf hätte nehmen müssen, auch wenn er diesen Brief schon vorher erhalten haben würde. Aber es gab jetzt Augenblicke, wo ihm das Dasein ganz albern vorkam und in seiner betrübten Seele der Wunsch auftauchte, die tödtliche Kugel möchte ihn selbst getroffen haben.

In jener Nacht, in der Graf Eberhard die Leiche seines Sohnes nach Trumpen begleitete, saß er mit Graf Robert zusammen in einem Coupee erster Klasse und starrte durch das Fenster hinaus. Der erste Schnee fiel in großen, dichten, naßglitzernden Flocken — immerzu, immerzu — unauf-

hörlich. Die ganze Erde schien sich mit einem Leichentuch bedecken zu wollen. Der Jammer seines Herzens ließ den alten Mann nicht schlafen, so ermüdet er auch war. Der junge aber war in den Sessel zurückgesunken, in dem er sich aus Rücksicht für den Oheim eine Weile aufrecht zu halten versucht hatte, und gab durch seine tiefen Athemzüge zu erkennen, daß er der Natur den schuldigen Tribut zahlte. Der helle Lichtschein, der von der Decke her über sein Gesicht fiel, störte ihn nicht. Graf Eberhard schien jetzt erst an ihn erinnert zu werden. Er blickte zu ihm hinüber, wie erschreckt, nicht mit sich allein zu sein. Er glaubte zu bemerken, daß ein Lächeln um den Mund des Schlafenden spielte. Wovon träumt er jetzt? Nicht von dem Todten und nicht von denen, die um ihn trauern. Er sieht sich als den Majoratsherrn in Trumpen und Dörpfeld, läßt das Schloß neu einrichten, verfügt über Tausende. Mit ihm beginnt eine neue Reihe, die Verbindlichkeiten des Vorgängers gehen nicht auf ihn über, er ist sein Erbe nicht, hat ihm nichts zu danken. Die großen Einkünfte stehen voll zu seiner Verfügung. Vielleicht räumt er auch in der Mansarde auf. Die Frauenzimmer sind ihm lästig — die jüngeren vielleicht noch mehr als die alten, da sie

sich als die Kinder des letzten Besitzers fühlen und so etwas wie ein natürliches Recht in Anspruch nehmen. Wir erkennen ein solches Recht nicht an — das Familienstatut allein schafft Recht! Allenfalls aus gnädigem Wohlwollen . . . „Ah!“ stöhnte der Graf, „er hat das an sich erfahren.“ Er hätte sich über ihn werfen und ihm mit der Faust in dieses lächelnde Gesicht schlagen mögen — in diese Fratze! —



XXIV.

Herr von Müller war durch die Nachricht von dem Duell tief erschüttert worden. Nichts hatte ihm ferner gelegen, als der Gedanke, daß die Aufhebung des Verlöbnisses diese Folge haben müsse. „Was ist denn das für eine Verrücktheit!“ platzte er heraus, als er Leopolds Brief gelesen hatte. Er begriff nicht, wie Wendeline diesen Vorgang als eine Genugthuung empfinden konnte. „Das habe ich von Leopold erwartet,“ äußerte sie sich fast frohlockend, „er hat wie ein Edelmann gehandelt.“

„Was — wie ein Edelmann!“ rief Herr von Müller, indem er den Kopf aufwarf. „Wie ein Thor hat er gehandelt. War das eine Gelegenheit, seine Bravour zu beweisen? Hatte der Graf seine Ehre angetastet?“

„Du vergißt, daß Renate seine Schwester ist.“

„Aber Renate selbst hat keine Minderung ihrer Ehre erlitten. Ich verbitte mir die Annahme, daß dies durch Aufhebung des Verlöbnisses seitens des Grafen hat geschehen können, so wenig der Graf Grund gehabt hätte, sich beleidigt zu fühlen, wenn wir ihm nach Deiner Absicht zuvorgekommen wären. Es ist eine verdrießliche Sache unter allen Umständen, aber der Ehrenpunkt bleibt da ganz aus dem Spiel. Es wird Niemand behaupten, daß der Graf meiner Tochter etwas vorzuwerfen hatte."

„Das kann man doch nicht wissen," meinte Wendeline mit sehr vornehmem Achselzucken. „Es giebt genug übelwollende Leute, die immer etwas im Hintergrunde wittern und danach ihr Verhalten einrichten."

„Und wenn dem so wäre," eiferte er, „wird die Nichtswürdigkeit und Gehässigkeit dadurch aus der Welt geschafft, daß der Bruder des Mädchens und der frühere Bräutigam auf einander geschossen haben? Ganz im Gegentheil! Nun erst wird die öffentliche Aufmerksamkeit so recht auf den Fall gerichtet, nun erst auch bei Freunden der Verdacht erweckt, daß noch etwas dahinter stecke. Unsinn! So gut der Graf getroffen wurde, hätte auch Leopold getroffen werden können. Das wäre dann wohl

auch eine Sühne für die Kränkung gewesen, die sein Gegner Renate zugefügt? Er hätte todtgeschossen werden können. Und wie wenig fehlte, daß der blinde Zufall Leopold zu einem Mörder machte? Ja — in meinen Augen zu einem Mörder."

Wendeline zuckte spöttisch mit der Lippe. „Es ist gut, daß wir hier ganz unter uns sind," sagte sie. „Du denkst merkwürdig spießbürgerlich über diese Dinge. Die öffentliche Meinung hält unter gewissen Umständen ein Duell für geboten, um jeden Makel der Familienehre auszuschließen. Die Thatsache, daß das Duell stattgefunden hat, ist entscheidend, der Ausgang ganz gleichgültig. Stehen Zwei einander mit der Pistole in der Hand gegenüber, so versteht es sich ja auch ganz von selbst, daß in jenem unglücklichsten Falle, den Du im Sinn hast, von einer Tödtung als einem Verbrechen gar nicht die Rede sein kann."

„Pah — die öffentliche Meinung! Was ist das? Die Meinung einer kleinen Minderzahl, die für sich eine besondere Ehre und Moral in Anspruch nimmt. Unsinn, sage ich! Wenn Leopold auf meinen Dank gerechnet hat, so ist er arg im Irrthum gewesen. Ich danke ihm nicht dafür, daß er mich ganz unnütz der Gefahr ausgesetzt hat, einen Sohn zu verlieren,

und daß er ein fremdes Leben gefährdete. Ich nicht!“

Der krankhafte Zustand, in dem er sich schon vorher befand, steigerte seine Reizbarkeit. Wendeline schien allen Machteinfluß verloren zu haben; es that ihm jetzt offenbar wohl, ihr rücksichtslos zu widersprechen und alle die gut bürgerlichen Gesinnungen herauszukehren, die so lange unterdrückt waren. Er schrieb an Leopold einen Brief, in dem sich die Vorwürfe wiederholten. Er erkundigte sich täglich mehrmals telegraphisch nach dem Befinden des Grafen. Seine Unruhe wuchs mit jeder nicht befriedigenden Antwort. Er schleppte sich seufzend und stöhnend durch die Zimmer und sagte wiederholt: „Er wird sterben, er wird sterben — gebt Acht! er wird sterben.“ Er setzte auch hinzu: „Wenn das der alte Graf erleben müßte! Sein einziger Sohn und der Fideicommißerbe! Und die Töchter und Enkel gehen leer aus — können betteln. Er hinterläßt ihnen nichts als Schulden — äh, äh, äh! Ja, so geht's damit.“

Renate mußte wohl merken, daß zwischen ihm und der Mama eine Spannung herrschte, die dieser nicht erlaubte, ihm in gewohnter Weise unterstützend zur Seite zu stehen. Sie versuchte die Lücke auszufüllen, indem sie sich viel in seiner Nähe aufhielt und jede

Gelegenheit wahrnahm, ihm ihre kindliche Zärtlichkeit zu beweisen. Es gab auch Stunden, in denen er zugänglicher war und erfreut schien, wenn sie ihn an ihrem Arm durch das Zimmer führte, oder sich zu ihm setzte, den Kopf an seine Schulter lehnte, und von allerhand Dingen plauderte, die ihn zerstreuen sollten. Mitunter wies er sie wieder fast verletzend schroff ab. Einmal sagte er ihr: „Du trägst die Schuld, Renate. Hättest Du den Muth gehabt, aufrichtiger zu sein, nie wäre dieses unselige Verlöbniß geschlossen worden — nie! Trotz der Mutter nicht. Es war kein Bund der Herzen. Und das hat sich dann gerächt. Und nun ist's so weit gekommen . . ."

Sie brach in Thränen aus. „Ja, so ist's," sagte sie, „es rächt sich schwer. Aber Dir glaubte ich einen Beweis meines Gehorsams geben zu müssen. Wie konnte ich ahnen . . Ach Gott! Und ich war wirklich erbärmlich schwach, überredete meinen Kopf und mein Herz . . . Ja, ich hätte mich standhaft widersetzen sollen. Und ich hätte es gethan, wenn ich damals so sicher gewußt hätte, was ich heute weiß . . . Dann hätte ich es doch gethan, und wenn ich hätte Deinen Zorn fürchten müssen, lieber Papa!"

Er wurde weicher, streichelte ihr Haar und fragte: „Was weißt Du denn heute so gewiß? Daß Du den Grafen nicht liebtest?“

„Ach, das —“

„Oder daß Du einen Anderen —

„Lieber, lieber Vater!“ fiel sie ein, schob das noch von Thränen nasse Gesicht an seiner Brust hinauf, und schloß ihm den Mund mit einem Kuß. „Ich werde niemals heirathen,“ sagte sie, wie zu seiner Beruhigung.

Er setzte das Gespräch nicht fort, saß aber eine lange Weile mit gesenktem Kopf tief nachdenklich und schien ganz zu vergessen, daß Renate bei ihm war. Plötzlich schreckte er auf: „Dagobert soll nicht lärmen — bring' ihn fort.“ Sie hatte nicht einmal die Stimme des Knaben vernommen, weil sie auf nichts Aeußeres achtete; laut konnte er nicht gewesen sein. Sie ging hinaus und fand Dagobert wirklich da in der Nähe der Thür. Annette sagte, er habe durch's Schlüsselloch sehen wollen und vielleicht auch den Drücker angefaßt. Renate schickte sie mit ihm fort und begleitete sie, Dagobert gut zusprechend, der durchaus zum Papa wollte. „Du kannst nicht — er ist krank,“ bemerkte sie.

„Aber Dich läßt er doch zu sich," antwortete er beleidigt.

„Ist es denn wahr," fragte Annette, „daß der junge Herr Graf sterben wird?"

„Das wolle Gott verhüten," entgegnete das Fräulein, „aber er ist schwer krank."

„Und er hatte so gute Absichten mit mir," klagte die Französin. „Das ist nun Alles hin. Ach! wenn ich hier nicht gebunden wäre, ich meldete mich sogleich zu seiner Pflege bei ihm. Und ich weiß auch noch nicht, was ich thue. So ein lieber, freundlicher Herr!"

Renate gab darauf keine Antwort.

Als dann die Depesche mit der Todesnachricht anlangte — vorsichtigerweise an Frau von Müller adressirt — herrschte im Hause die beklommenste Stimmung. Auch ihr, so verhaßt ihr Graf Benno Wiesel geworden war, kam sein Tod unerwünscht. Endlich mußte sie sich doch entschließen, ihrem Manne Mittheilung zu machen. Es geschah mit vorbereitenden Worten, die ihn doch sogleich aufregten. Als er die Depesche in ihrer Hand geöffnet sah, war's, als ob etwas seinen ganzen Körper durchzuckte. „Er ist — todt?" rief er, sie mit entsetzten Augen anstarrend. „Leider," antwortete sie, „hatte die Krankheit einen so ungünstigen Verlauf" — Sie konnte

nicht aussprechen. Sein Gesicht war blau geworden, der Kopf gegen die Lehne des Stuhles gesunken, der linke Arm schlaff herabgefallen, während die Finger der rechten Hand krampfhaft umhertasteten. „Todt —“ lallte er mit schwerer Zunge.

Wendeline sprang hinzu, ihn aufzurichten. Sie rief mit lauter Stimme Hilfe herbei. Annette, die in der Nähe war, benachrichtigte das Fräulein. Ohne einen Augenblick zu zögern, eilte Renate zu Herrn von Stein und klopfte an dessen Fenster an. Er riß es auf. „Mein Fräulein —! Durch den Schnee —“

„Eilen Sie,“ bat Renate. „Mein Vater ist vom Schlage getroffen — schicken Sie ein Fuhrwerk nach dem Arzt — kommen Sie selbst mir nach — wir brauchen Ihre Hilfe.“ So schnell sie gekommen war, so schnell kehrte sie zurück. Der Wirthschaftsdirektor folgte ihr fast auf dem Fuße, nachdem er die nöthigen Befehle gegeben. Er half Herrn von Müller vom Stuhl nach seinem Schlafzimmer schaffen und zu Bett bringen. Er eilte dann fort, das Anspannen zu beschleunigen und selbst nach dem Arzt zu fahren.

Herr von Müller war vom Schlage getroffen; hätte sein Zustand noch irgend einen Zweifel darüber lassen können, so würde die bestimmte Er=

klärung des sachkundigen Mannes ihn beseitigt haben. Er war wieder zu sich gekommen, konnte aber den linken Arm und das linke Bein nicht bewegen, sprach auch unverständlich. Der Arzt traf seine Anordnungen. Unmittelbare Lebensgefahr sei nicht vorhanden, versicherte er, doch müsse befürchtet werden, daß der Schlaganfall sich wiederhole. Man solle den Kranken vor jeder Aufregung hüten. „Es kann sein," sagte er zur Beruhigung der Frauen, „daß die Zunge schon in wenigen Tagen wieder willig ihren Dienst thut und nach einigen Wochen auch die linken Extremitäten ihre Beweglichkeit zurückerhalten. Unter günstigen Umständen können dann Jahre vergehen, bis neue Lähmung eintritt. Wir wollen das Beste hoffen."

Die folgenden achtundvierzig Stunden brachten wirklich eine merkbare Besserung. Die Benommenheit des Kopfes minderte sich, das Bewußtsein wurde wieder klar und die Sprache verständlicher, wenn auch die Zunge noch oft anstieß. Wendeline bemühte sich liebevoll um ihn und er unterließ nie, ihr dafür die Hand zu küssen, wenn sie ihm Wange und Kinn streichelte. Sie schien ihn die letzten Mißhelligkeiten nach Möglichkeit vergessen machen zu wollen, und er bezeigte sich dafür dankbar. Renate

entfernte sich bei Tage nur selten aus seinem Zimmer und wachte dort auch eine Nacht um die andere. Von dem Duell und seinen Folgen sprach der Kranke gar nicht mehr. Einmal äußerte er aber das Verlangen, Herrn von Stein an seinem Bett zu sehen. Renate sorgte dafür, daß er sich sofort einfand, und führte ihn selbst zum Papa, blieb aber auch am Fußende stehen. Der alte Herr nickte dem Wirthschaftsdirektor mit den Augen zu und schien dessen freundliche Trostworte gern, wenn auch nicht gerade gläubig zu vernehmen. „Hand — lahm," sagte er, „bleibt — lahm. Sie jetzt — meine — Hand — lieber Stein. Nicht — verlassen — Frau und Kind."

„Nie, nie!" versicherte der junge Mann, sich über ihn beugend, „so lange meine Dienste angenommen werden."

„Auch nicht — Urlaub jetzt," fuhr der Kranke fort. „Kann Sie — nicht — missen. Bitte — hierbleiben — bis wieder — gesund, oder . . ."

„Es verstand sich für mich von selbst," fiel Herr von Stein ein, „daß ich von Ihrer gütigen Erlaubniß, verreisen zu dürfen, keinen Gebrauch machte. Ich hatte mich auch ohnedies schon anders besonnen." Ein etwas scheuer Seitenblick streifte Renate, deren Wangen glühten.

Renate begleitete ihn wieder bis zur Thür. „Wie finden Sie den Papa?“ fragte sie dort leise.

„Ganz Güte,“ antwortete er.

„Ja,“ bestätigte sie. „Ich habe immer das Gefühl, als ob er mir gern etwas recht Liebes erweisen möchte und jetzt kaum eine Bitte zu gewagt wäre.“

Kurt sah sie eine Weile aufmerksam an. Durfte er sie verstehen? Oder legte er in ihre Worte etwas, das nicht darin sein sollte, nun aber auch ihr zur Empfindung kam? Sie senkte langsam die Augen und wurde sehr bleich. Er faßte ihre Hand mit seinen beiden Händen und drückte sie mit stürmischem Eifer. „Renate —“ flüsterte er.

„Still, still!“ bat sie lächelnd. „Ich weiß noch nicht, ob es so — gemeint sein durfte.“

Indessen war die Leiche des Grafen Benno Wiesel nach Trumpen gebracht und im großen Rittersaal unter Blumen und Blattpflanzen aufgebahrt. Auch nach Steinhausen gelangte die schwarzgerandete Todesanzeige. Es war darauf vermerkt, an welchem Tage die Beisetzung in der Familiengruft der Kirche Trumpen erfolgen sollte. Offenbar wurde erwartet, daß sich die ganze Nachbarschaft zu dieser Trauerfeierlichkeit einfinden werde.

Der Kranke erhielt hiervon keine Mittheilung.

Frau von Müller aber überlegte, was in ihrer Lage zu thun sei. Sie hatte sofort dem Gärtner den Auftrag gegeben, die blühenden Gewächse, die sich zu dieser Jahreszeit leider nur spärlich im Glashause vorfanden, nach Trumpen zu schaffen. Das war doch aber nicht genug, und auch die beigefügte Karte mit dem üblichen Condolationsvermerk genügte hier nicht. Der Trauerfeier beizuwohnen, schien wieder bedenklich. Man konnte es nicht ganz taktvoll finden, wenn sie durch ihre Anwesenheit daran erinnerte, daß durch ihren Stiefsohn dieses schwere Leid über das gräfliche Haus gebracht sei, so „correct" er auch gehandelt hatte. Die Sache hatte wirklich ihre Schwierigkeit. Die Zusendung der Todesanzeige konnte beweisen, daß man auch dort sich über kleinliche Empfindlichkeiten erhaben fühlte und gesellschaftliche Pflichten heilig hielt. Es mußte nun von dieser Seite etwas geschehen, das keinen Zweifel ließ, wie man diesen Standpunkt zu würdigen wußte und ebenfalls einzunehmen bereit sei. Zugleich aber durfte freilich eine gewisse zarte Rücksicht nicht außer Acht bleiben. Frau von Müller entschloß sich zu einer Vorvisite. Würde sie nicht angenommen, so hatte sie doch reichlich ihre Schuldigkeit gethan, und darauf allein kam es ja an.

Sie kleidete sich ganz in Schwarz und fuhr gegen Mittag nach Schloß Trumpen in der mit vier Rappen bespannten Kalesche. Durch ihren Diener ließ sie ihre Karte einreichen und anfragen, ob sie von den Herrschaften empfangen werden könnte. Es dauerte ziemlich lange, bis die Antwort zurückgelangt: „die gnädigen Herrschaften lassen bitten.“ Wahrscheinlich hatte eine Berathung in der Familie stattgefunden, und die Meinungen mochten auseinander gegangen sein.

Sie fand zunächst nur den Grafen Robert im Vorsaal. „Es ist mein trauriges Amt, gnädige Frau,“ bemerkte er, „in diesen schmerzlichen Tagen hier die Honneurs zu machen. Ich bitte unsere Damen gütigst zu entschuldigen. Sie sind theils krank, theils durch die Vorbereitungen zum Begräbniß so in Anspruch genommen, daß sie darauf verzichten müssen, für die Beileidsbezeugungen lieber Nachbarn persönlich zu danken. Mein Onkel aber wollte sich die Ehre geben, wenn die gnädige Frau eine Minute verziehen wollen.“

Frau von Müller nahm Platz und erkundigte sich theilnehmend nach den näheren Umständen beim Hinscheiden des jungen Grafen und nach den Arrangements der Trauerfeierlichkeiten. „Versichern Sie

die verehrten Damen," sagte sie, „daß die Kränkung, die der theure Verblichene uns zugefügt hat, vergessen ist und wir ihm in Steinhausen ein ganz reines Andenken bewahren werden, wenn wir uns auch von öffentlichen Kundgebungen unserer Trauer absichtlich fernhalten. Ich hoffe, man denkt auch in Trumpen vorurtheilsfrei genug, den unglücklichen Ausgang nicht denen Schuld zu geben, die durch eine bittere Nothwendigkeit gezwungen waren, zu handeln, ohne auf die möglichen Folgen Rücksicht nehmen zu dürfen. Wie leicht hätte uns das Schicksal treffen können, ein Kind des Hauses beweinen zu müssen! Wir würden dann die zum Frieden dargebotene Hand dankbar erfaßt haben."

Diese Worte waren darauf berechnet, weitergetragen zu werden. Graf Robert verneigte sich ein wenig. „Es ist Alles Gottes Fügung," näselte er, „und wir müssen still halten."

Graf Eberhard trat ein. Er hatte den schwarzen Rock bis zum Kinn zugeknöpft und ging am Stock. Haare und Bart waren ganz weiß geworden; in die Stirn hatten sich tiefe Falten gegraben; die Mattigkeit der Augen deutete auf Schlaflosigkeit und die Unterlippe zuckte unfreiwillig. „Es ist sehr liebenswürdig, meine gnädige Frau . . ." sagte er, „wirklich sehr . . ."

Frau von Müller ging ihm entgegen. „Sie zweifeln nicht an unserer aufrichtigsten Theilnahme," erwiderte sie. „Es bedarf für Sie keiner Worte. O mein Gott! mein Mann war so erschüttert . . . Ich komme, sein Ausbleiben zu entschuldigen. Es sieht auch bei uns recht traurig aus. Ein Schlaganfall . . ." Sie drückte das Tuch an die Augen.

„So ist es wirklich wahr? Wir hörten davon zufällig —"

„Leider, leider. Der Arzt giebt Hoffnung, aber man muß immer auf das Schlimmste gefaßt sein."

„Ich wollte, mich hätte dieser Schlag niedergeworfen auf Nimmeraufstehen! Ah —! ich habe das Leben satt."

„Es giebt da keinen Trost, Herr Graf, als den der Religion: was Gott thut, das ist wohlgethan."

„Aber wir begreifen das nicht, finden Anfang und Ende nicht zusammen, stehen ganz dumm da vor den Räthseln der Vorsehung. Und wenn doch Alles blinder Zufall wäre, und der Mensch ein Spielball . . . Gut, gut! ich will nicht lästern. Mein armer Junge! Er starb ganz gottergeben. Und das Letzte, was er bei vollem Bewußtsein that . . . Ja, ja! Das kam ich Ihnen zu sagen, gnädige Frau. Er wollte es so. Die Briefe sind verbrannt."

Frau von Müller schreckte innerlich zusammen, behielt aber ihre Geistesgegenwart. „Welche Briefe?“ fragte sie überrascht. Sie war wirklich überrascht, wenn auch auf andere Weise, als ihre Worte vermuthen ließen.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Graf. „Er ließ sie sich von mir aus einem verschlossenen Fach seines Schreibtisches reichen und bat mich, sie zu verbrennen.“

„Sie kennen den Inhalt nicht?“

„Nein. Ich bemerkte nur den Namen Ohlschütz auf dem obersten Couvert.“

„Und die Briefe sind verbrannt?“

„Das ganze Päckchen — auf der Stelle. Benno wollte es so.“

„Sonderbar! Und in welche Verbindung brachte er mich —“

„Sie könnten ganz ruhig sein — das sollte ich Ihnen sagen, gnädige Frau — sonst nichts. Ich weiß nicht, ob ich ihn recht verstanden habe. Er sprach so undeutlich, und ich war kaum meiner Sinne mächtig. Nun — die Briefe sind verbrannt. Es war sein letzter Wille.“

Gott sei Dank! sprach Wendeline in sich hinein. Es gelang ihr aber, den Sturm der Gefühle, den

diese Mittheilung erregt hatte, niederzukämpfen. Kaum daß sie mit den Wimpern zuckte. „Es muß ein Irrthum sein," sagte sie. Gleich darauf empfahl sie sich, dem Herrn Grafen herzliche Grüße an seine Töchter und die anderen Damen des Hauses auftragend, bei denen sie bald wieder vorzusprechen sich die Ehre geben werde.

„Gott sei Dank!" wiederholte sie halblaut, als sie im Wagen saß, und schöpfte aus tiefer Brust Athem. Diesen Erfolg hatte sie von dem höchst peinlichen Besuch in Schloß Trumpen nicht erhofft. Allerdings war ihr die Frage durch den Kopf gegangen, wo die Briefe geblieben seien, und welcher Mißbrauch damit etwa getrieben werden könnte. Aber sie hatte es doch nicht für passend erachtet, sich danach zu erkundigen, und lieber abwarten wollen, bis man ihr etwa entgegenkomme. Auf eine gewisse Discretion war ja bei Graf Eberhard Wiesel, dem geborenen Cavalier, unter allen Umständen zu rechnen. Und nun waren diese Briefe verbrannt! Und er selbst kannte ihren Inhalt nicht; er wußte offenbar nicht einmal, daß sie etwas sie Belastendes enthielten. Graf Benno hatte nicht nur Schweigen beobachtet, sondern echt ritterlich vor seinem Tode dafür gesorgt, daß die Spuren einer befleckten Ver-

gangenheit ausgelöscht wurden. Für so edelmüthig hatte sie ihn nicht halten können, nachdem er den Versuch gemacht, im selbstischen Interesse diese Documente auszunutzen. Jetzt hob er sich in ihren Augen, schien ihr wie verklärt. Der Groll, den sie gegen ihn gehegt, war vollständig verschwunden; sie bedauerte nur noch, daß eine traurige Verkettung von Umständen die geplante Verbindung der beiden Häuser gehindert und dieses letzte schwere Unheil unvermeidlich gemacht hatte. Allerdings unvermeidlich!

Wenige Tage nach der Beisetzung des Grafen Benno Wiesel, zu der Tausende von Menschen nach der Kirche Trumpen zusammengeströmt waren, las sie in derselben Nummer der Zeitung, welche einen umständlichen Bericht darüber gebracht hatte, eine Nachricht, die sie nicht wenig überraschte. Aus einem Ort in der Nähe von Berlin war mitgetheilt, daß ein Mann im Alter von etwa fünfundvierzig Jahren erschossen gefunden sei. Die Pistole in seiner Hand habe auf einen Selbstmord hingedeutet. Die bei ihm gefundenen Papiere gehörten einem früheren Offizier, Klaus von O. an, der sich später längere Zeit in Amerika aufgehalten haben müsse. Nähere Recherchen hätten ergeben, daß er in den letzten

Wochen eine größere Summe Geldes in Berlin mit lüderlichen Frauenzimmern durchgebracht habe. In seinen Taschen seien nur wenige Nickelmünzen gefunden worden. Wahrscheinlich habe er es, von allen Existenzmitteln entblößt, vorgezogen, seinem Leben ein Ende zu machen, statt seiner Familie Schande zu bereiten.

Obgleich der Name nicht genannt war, nahm Frau von Müller unbedenklich an, daß Herr von Ohlschütz der Selbstmörder sei. So also war dieses flackernde Irrlicht, das ihr einst als ein glänzender Stern erschien, nun gänzlich erloschen. Sie durfte versichert sein, daß es sie nie mehr beängstigen werde; der Pulverdampf einer Pistole hatte es ausgeblasen. Morgen würde schon der kleinen Zahl von Lesern, die heute etwa den Buchstaben O. zu ergänzen bemüht sein mochten, die Notiz in Vergessenheit gekommen sein. Sie konnte von Glück sagen!

Eins nur bekümmerte sie jetzt: daß sie sich vorschnell ihrem Manne eröffnet hatte. Wenn sie hätte ahnen können —!

XXV.

Aber auch diesen üblen Eindruck konnte die Zeit verwischen. Wenn nur die Zeit nicht zu eilig war, über diese Hoffnung hinwegzugehen. Der Zustand des Kranken war gebessert; nun aber zeigte sich ein recht bedenklicher Stillstand; man mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß die Lähmung nicht mehr völlig zu beseitigen sein werde. Dann aber bestand eine tägliche Gefahr für sein Leben.

Wendeline machte sich auch mit ihr vertraut. Sie hatte eigentlich jetzt nur den einen Gedanken, wie sie ihren kranken und sehr lauenhaften Mann vermögen könne, sein Testament durch Einstellung des Namens des Fideicommißerben zu vervollständigen und dem Gericht zu übergeben. Sie wußte, daß es nach dem Landesgesetz nur Gültigkeit erlangen konnte durch eine solche Uebergabe, und sie wußte

ebenso, daß die Fideicommißstiftung hinfällig wurde, wenn das Testament nicht einen wesentlichen Mangel hob. Nun klagte sie sich an, daß sie damals nicht ein größeres Maß von Energie aufgeboten hatte, den schwachen, wenn auch eigensinnigen Mann ihren Wünschen zu beugen.

Mit Gewalt war nichts durchzusetzen. Aber auch die Ueberredung war ein Mittel geworden, das sich nur mit äußerster Vorsicht anwenden ließ. Der Kranke zeigte sich gegen sie mißtrauisch, hielt sie mit kühler Höflichkeit fern und verhandelte nicht einmal gern mit ihr rein geschäftliche Angelegenheiten, sondern wandte sich mit seinen Aufträgen an Renate oder berief Herrn von Stein zur Rücksprache an seinen Lehnstuhl. Wendeline sah rasch ein, daß ihr Empfindlichkeit nur noch mehr schaden könnte, und gab sich deshalb lieber den Anschein, nicht zu bemerken, was doch klar zu Tage lag. Sie suchte sich ihm in heiterer Stimmung zu zeigen und seine Grillen fortzuscherzen; sie nannte ihn mit zärtlichen Kosenamen, sie las ihm vor und spielte mit ihm Schach, sie leistete ihm immer freundlich alle die kleinen Handreichungen, deren er in seiner hilflosen Lage bedurfte, und sie hütete sich, wenn er Renate bevorzugte, Eifersucht durchblicken zu lassen. So

meinte sie allmählich wieder den alten unbegrenzten Einfluß auf seine Entschließungen zurückgewinnen zu können. Klugsein war jetzt mehr als je ein Pflichtgebot der Mutterliebe.

Wenn nur nicht jeder Tag die Befürchtung erneut hätte, daß es schnell und plötzlich zu Ende gehen könne! Mit den Vorbereitungen durfte nicht die Stunde zum Handeln versäumt werden. Ein zartes Andeuten nützte nichts; er schien sie gar nicht zu verstehen. So benutzte sie denn die Gelegenheit, als sich eines Nachmittags Comtesse Helene überraschend bei Renate hatte anmelden lassen, mit ihrem Anliegen deutlicher hervorzutreten. „Der Sanitätsrath sprach sich heute sehr befriedigt aus, Alterchen," sagte sie zu dem Kranken, indem sie sich zu ihm setzte und seine Hand streichelte. „Die Besserung schreitet, Gott sei Dank, stätig vor, und wir werden morgen schon Gehversuche machen können. Es scheint mir, Du fühlst Dich heute auch recht wohl. Das Essen hat Dir geschmeckt."

„Aeh — äh — äh!" knurrte er, „es geht langsam, sehr langsam. Wie kann man sich wohl fühlen, wenn man körperlich doch nur ein halber Mensch ist."

„Verhältnißmäßig, natürlich," meinte sie, „Du mußt nun schon mit Dir Geduld haben, mein liebes

Herz, die Schwäche weicht nicht so leicht aus den Gliedern. Wäre nur erst der Winter vorbei! Sobald es die Jahreszeit erlaubt, gehen wir in's Bad. Ich hab's schon mit dem Arzt besprochen."

Er bewegte die Finger der gesunden Hand, die auf der Stuhllehne lag und das Taschentuch hielt, ein wenig auf und ab. „Es dauert schwerlich so lange," sagte er, „und es ist auch nicht einmal zu wünschen. Ein so elender Zustand . . ."

„Wärest Du nur bei besserer Stimmung!" schnitt sie weitere Klagen ab. „Unser bestes Wohlsein kommt uns doch von innen. Es sieht mir manchmal so aus, als fühltest Du Dich durch irgend etwas beeinflußt, wovon Du doch nicht sprechen magst, aber es wäre gut, lieber Alter, wenn Du volle Ordnung schaffen könntest. Das giebt Heiterkeit des Gemüths. Hat man sein Haus bestellt, so darf man vertrauensvoll den lieben Gott walten lassen."

Jetzt wurde er aufmerksam. „Du denkst — an das Testament," sagte er.

„Ich wüßte wenigstens sonst nichts," antwortete sie möglichst unbefangen, „was da noch im Rest sein könnte. Das freilich . . . Mein Himmel, es hat ja keine eigentliche Eile damit. Ob in vierzehn

Tagen oder drei Wochen, oder in so viel Monaten und Jahren — es kommt hoffentlich darauf nicht an. Aber so ein böser Zufall ist doch eine Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Warum da etwas verzögern, das wir uns doch vorgenommen hatten zu thun und das auch gar nicht ungethan bleiben darf? Ich stelle mir vor, daß Du daran viel denkst und doch nicht zum Entschlusse gelangen kannst, diese Quelle fortwährender Beängstigung gründlich zu verstopfen. Das macht Dich unzufrieden mit Dir selbst und mitunter recht unwirsch — sogar gegen Deine Frau, die es doch gewiß gut mit Dir meint."

Er hatte das Kinn auf die Brust sinken lassen und die Lippen zusammengekniffen. Nun schüttelte er den Kopf und murmelte ärgerlich: „Es hat noch Zeit — es hat noch Zeit — Du sagst ja selbst, daß es noch Zeit hat. Ich denke auch gar nicht daran."

„Wenigstens solltest Du doch die eine Zeile ausfüllen, in der vom Justizrath eine Lücke gelassen werden mußte. Was heute geschieht, braucht morgen nicht zu geschehen."

Er schüttelte wieder den Kopf. „Es scheint Dir doch Eile zu haben. Aber ich will's noch bedenken."

„Wäre da wirklich etwas zu bedenken nöthig? Ich meine, wir waren darüber ganz einig, daß Dagobert —“

„Dagobert!“

„Der Junge ist Dir jetzt in der Krankheit oft zu laut und ich wundere mich gar nicht, daß Du ihn fortschickst. Aber Deinem Herzen steht er gewiß so nahe, wie Deine anderen Kinder, und wenn da von einer Bevorzugung überhaupt die Rede sein kann — Rechte und Pflichten halten einander die Waage, denke ich — so hatten wir die besten Gründe, Deinen jüngsten Sohn auszuzeichnen.“

Der Mund des Kranken, der nach der linken Seite ein wenig abfiel, verschiefte sich noch mehr. Die rechte Schulter zuckte wie abwehrend. „Meinen jüngsten — Sohn,“ murmelte er, „äh, äh . . .!“ Er fiel in einen heftigen Husten, der ihm die Thränen aus den Augen trieb.

„Du sagst das so sonderbar,“ bemerkte Wendeline mit erzwungener Ruhe, während doch in ihren Augen das Feuer des Zornes aufblitzte und ihre Nasenflügel zitterten. „Es hat mir schon einmal so scheinen müssen, als ob Du andeuten wolltest —“

Er trocknete mit dem Tuch seine Stirn und stöhnte leise: „Laß das — laß das.“

„Nein," rief sie, „Du zwingst mich —"

„Laß das," bat er, „Dagobert ist — mein jüngster — Sohn. Ich sage — nichts weiter."

Wendeline zog die Lippe zwischen die Zähne. Nach einer Weile sagte sie: „Darf ich Dir das Testament reichen? Tinte und Feder sind zur Hand. Es fehlt noch Deine Unterschrift und —"

„Nicht jetzt, nicht jetzt," unterbrach er mit Heftigkeit.

„Wann aber? Du bist mir's schuldig, Erasmus, gerade jetzt —"

„Nein, nein — ein andermal. Wenn ich mich wohler fühle, wenn ich . . . Es ist noch nicht Zeit. Wo bleibt Renate?

„Comtesse Helene besuchte sie."

Er hob die schlaffen Augenlider. „Comtesse Helene? Sie betritt — dieses Haus?"

„Warum nicht? Man hat in Trumpen, meine ich, nicht die geringste Veranlassung zu einer feindseligen Haltung. Es ist ein Beweis echt adliger Gesinnung, sich über das Unglück zu stellen."

Der alte Herr wiegte den Kopf. „Aber ihr Bruder — ist doch . . . Ich weiß nicht — es widerstrebt mir."

Da Wendeline sich abgewandt hatte und offen-

bar schmollte, glaubte er ihr vielleicht ein versöhnliches Wort sagen zu sollen. „Lege den Testamentsentwurf — meinetwegen hier auf den Tisch,“ bemerkte er. „Es kann sein — daß einmal schneller, als man glaubt . . . Ja, ja, für alle Fälle. Und noch eine Bitte habe ich an Dich. Ich möchte — alle meine Kinder und Enkel bei mir sehen — gleichsam Abschied von ihnen nehmen, wenn doch . . . Man muß gerüstet sein. Nicht wahr, Du richtest das — freundlich in die Wege?“

„Wie Du willst,“ antwortete sie mit merklicher Empfindlichkeit. —

Die beiden jungen Damen hatten sich in Renates gemüthliches Stübchen zurückgezogen. „Ach, Liebste,“ hatte Helene gesagt, „es leidet mich nicht in Trumpen. Ich muß einem Menschen mein Herz ausschütten, so viel ich davon habe, einem Menschen, einem wahrhaftigen Menschen. Da in Trumpen . . . Es ist fürchterlich. Das Schloß ist mit Gespenstern bevölkert. Alle die Ahnenbilder an den Wänden werden lebendig, treten aus den schwarzen und goldenen Rahmen, treiben ihren unsinnigen Spuk. Alle diese Herren und Damen in ihren wunderlichen Costümen gesellen sich Nachts zu einander, durchziehen die verstaubten Gemächer und rufen ihr: Wehe, wehe!

Und nun erst die lebendigen Gespenster! Die Excellenz Bienefeld und das Stiftsfräulein Bertha mit dem goldenen Kreuz, und der Major Theobald — sie glauben, das Ende des tausendjährigen Reichs sei gekommen und begreifen überhaupt nicht, wie die Welt noch bestehen kann, nachdem im gräflichen Hause Wiesel die direkte Linie ausgestorben. Meine Tante Ortrud hat ein einziges Mal in ihrem Leben einen menschlichen Gedanken gehabt, als sie mit dem Candidaten Höhnke durchging. Ihr ganzes weiteres Leben war Reue darüber. Und jetzt sieht sie mit Bangen in die Zukunft, die nach des Vaters Tode ihrem Regiment ein Ende macht, und für Elfriede Höhnke hat sich nicht einmal ein ganz gemeiner Herr Von gefunden, und sie ist nicht stiftsfähig! Was soll aus der Aermsten werden? Meine Schwester mit ihren beiden Cadetten ist in nicht geringerer Sorge. Die jungen Herren halten Niemand für Gottes Geschöpf, der nicht in sein Taschentuch die siebenzackige Krone zeichnen lassen kann, und haben schon mit ihren vom Schicksal weniger begünstigten Stubenkameraden, deren Taschengeld aber höher bemessen ist, die ärgerlichsten Conflicte gehabt. Wer giebt ihnen den unumgänglich erforderlichen Zuschuß, wenn sie Offiziere sein werden? Und mein Vater...

Der thut mir in tiefster Seele leid. Denn ich denke, er macht sich schwere Vorwürfe, daß er blindlings dem guten Glück vertraut und für die Seinigen nicht besser gesorgt hat. Er grämt sich über den Tod seines einzigen Sohnes früher in's Grab, als es ihm von Natur zugedacht war. Er zieht sich mehr und mehr in sich selbst zurück, ist für uns unnahbar. Wir sind ihm nichts als lebendige Fragezeichen, auf die er keine Antwort hat. Und will doch der Welt nicht zeigen, wie tief gebeugt er ist."

„Aber sollte Graf Robert nicht willig in alle seine Verpflichtungen eintreten?" hatte Renate eingewendet.

Helene war anderer Meinung gewesen. „Robert — pah! Am ersten und zweiten Tage schien's so. Er ist überraschend schnell zum Verständniß seiner wahren Interessen gekommen. Dieser verehrte Vetter, der meinem Vater Alles verdankt — er wird sich's auf Heller und Pfennig zusammenrechnen, was er ihn gekostet hat, und seine eigenen Wohlthaten genau danach einrichten. Es leuchtet ihm ein, daß es für ihn am Bequemsten ist, den Strich, den das Schicksal gezogen hat, möglichst deutlich nachzuziehen, damit Jeder merke: hier fängt die Welt von Neuem an! Anfangs hatte er edlere Aufwallungen. Ich glaube, es tauchte sogar die Vorstellung in seinem Hirn auf,

daß noblesse oblige, meinen Vater gewissermaßen für den Verlust seines Sohnes dadurch zu entschädigen, daß er sich mit seiner Tochter für's Leben verbinde. Er machte mir sehr auffällig den Hof, und ich gestehe, daß ich ernstlich überlegte, ob ich der Familie ein Opfer zu bringen schuldig sei. Die Fratze auf dem Stelzengerüst war mir zuwider, aber ich sah meinen Vater an und las von seinem Gesicht eine stille Hoffnung ab und versargte alle meine Ansprüche an Lebensglück. Der Herr Vetter besann sich anders. Was sollte ihm die arme Cousine mit dem beschwerlichen Anhang? Noch wenige Jahre geduldiges Ausharren, und der Majoratsherr von Trumpen würde die Wahl unter den Erbtöchtern haben. Warum sich seine Aussichten verkümmern, nachdem das Schicksal es mit ihm so gut gemeint hatte? Er rechnete und rechnete, kühler und immer kühler, und fand, daß er seine Rechnung nicht dabei machte, wenn er sich edelmüthig erwies. So ist er denn mit einem höflichen Abschied abgereist. Ich sage: Gott sei Dank!"

Renate konnte sich in diese springenden Stimmungen schwer finden. „Man sollte immer geradeaus seinem Herzen folgen," meinte sie, „dann käme man wenigstens mit sich selbst gut aus."

„Vielleicht," sagte Helene. „Es kommt auf die Persönlichkeit an. Wie ich Dich zum Beispiel kenne . . . gestehe nur, daß Dir mein Bruder gar keine größere Liebe erweisen konnte, als durch seine Absage. Du würdest Dich in einer Nußschale wohl fühlen, wenn Du sie mit einem Wesen theiltest, das Dir ganz sympathisch wäre. Und wenn Du das nicht fändest, würde es Dir keinen Schmerz bereiten, allein zu bleiben. Ich . . . meine Natur ist etwas complicirter. Es wirkt da mehr Sinnlichkeit mit. Ich gestehe, es wird mir schwer, mich zu resigniren, und ich weiß doch auch nicht, ob ich gut thue, meinem Herzen zu folgen, da es mir schon manchen schlimmen Streich gespielt hat und vielleicht noch spielt. Aber ich habe jetzt keinen weiten Blick mehr, muß mich auf das Nächste beschränken. Und in diesem engen Kreise wird es mir leichter, zu einer Art von Abschluß zu kommen. Ich werde mich ducken und so klein machen, daß ein mittelmäßiger Sterblicher die Courage haben kann, sich zu mir zu stellen. Unser Oberförster wagt's. Es bedarf nur der geringsten Ermuthigung, und er hält um meine Hand an. Wohl möglich, daß mein Vater sehr erstaunt ist und die Tanten sich bekreuzen. Aber da hilft nun nichts: ich heirathe ihn, trotzdem er ein

Wittwer ist und drei Kinder hat. Ich will hinaus aus dieser Misere, und müßte ich mir dafür eine in ihren Augen schlimmere eintauschen."

„So liebst Du ihn?" fragte Renate.

„Ich liebe ihn — ja . . ." entgegnete die Comtesse, die Worte hinziehend. „Das heißt, ich würde ihn unzweifelhaft lieben, auch wie Du es meinst, wenn er mir eine Lebensstellung bieten könnte, die mich nicht herabzusteigen nöthigte. Er ist ein sehr braver, tüchtiger, feingebildeter Mann, und sieht auch gut aus. Jetzt fehlt ihm freilich etwas, und ich weiß noch nicht, wie sehr ich das vermissen werde, wenn ich an ihn gebunden bin. Heut bilde ich mir ein, ihm auch ohnedies recht gut zu sein. Das muß genügen. Ein Oberförster ist mir noch immer zehnmal lieber, als ein Pfarrer, obgleich in unseren Kreisen so eine geistliche Partie vielleicht größeres Ansehen hat."

„Du sprichst leichtsinnig," schalt Renate.

„Aber es ist mir ganz ernst zu Muthe," entgegnete der Gast. „Ah! ich sag's nochmals: hinaus aus dieser Misere! Mir wenigstens die Möglichkeit schaffen, einen Beruf auszufüllen, selbstständig als Frau etwas zu bedeuten! Ich werde von Vetter Robert keine Almosen annehmen — nie! Davor

bewahrt mich mein Stolz. Und mit meinem gräflichen Namen in der Welt herumlaufen . . . Es ist Alles äußerliches Wesen, Schein, Lüge, jämmerliche Halbheit. Versuchen wir's mit der Frau Oberförster! Ich kam, Dich auf dieses Ereigniß vorzubereiten. Und, nicht wahr, zu einer Tasse Kaffee werde ich Dich einladen können, und zu einem selbstgebackenen Kuchen? Dessen wollte ich mich versichern."

Sie stand auf und nahm schnellen Abschied. „Ade! Wir müssen uns jetzt öfter sehen. Und Du mußt mir auch ebenso aufrichtig sagen . . . Aber davon das nächste Mal. Ade!"

Renate verstand sie kaum besser, als vorher, aber sie fühlte tiefes Mitleid mit der armen Comtesse. „Wolle nur glücklich machen," rief sie ihr mit einem warmen Händedruck zu, „und Du wirst glücklich sein."

XXVI.

Einige Tage waren vergangen. Der Entwurf des Testamentes lag noch immer auf dem Tisch neben dem Lehnstuhl des Kranken. Es war ein Tintenfaß daneben gestellt, aber er hatte die Feder nicht eingetaucht. Frau Wendeline, wenn sie hinantrat, sah immer noch die Lücke und seufzte still. Sie zitterte vor dem Gedanken, daß ihr Mann aus dem Leben scheiden könnte, ohne sie ausgefüllt zu haben. Es schien, daß er sie ängstigen wollte. Weshalb sonst zögerte er?

Sie hatte nach seinem Wunsch an die Söhne geschrieben. Bernhard antwortete telegraphisch: „Ordne sofort Stellvertretung in Geschäft und Haus. Kommen Alle. Hoffentlich Befürchtung ohne Grund. Herzlichste Grüße.“ Es blieb dann noch immer Zeit genug für einen Brief von Ella. Die kleine Frau

schrieb nicht gern nach Steinhausen ohne besondere Veranlassung; hier war sie gegeben, und diesmal war auch die Schreibweise nicht so förmlich, wie sonst an Geburtstagen und zur Weihnacht. Es würde sich wohl noch einen Tag aufhalten, meinte sie, da die Kinder auf eine Winterreise nicht eingerichtet seien. Wenn's wider Erwarten eilig wäre, möchte die verehrte Frau Mama telegraphiren. Es schien so eilig nicht. Leopold theilte mit, daß er sogleich einen Urlaub erbeten habe; er sei aber jetzt nicht ohne große Weiterungen zu erhalten, da die Untersuchung gegen ihn schwebe. Doch hoffe er jedenfalls, rechtzeitig einzutreffen.

Für die erwarteten lieben Gäste wurden die Zimmer im oberen Stock bereit gestellt.

Der Kranke sprach nur noch von diesem Besuche. Namentlich auf die kleinen Enkel freute er sich, aber auch auf Ella. An Leopold dachte er nicht ohne peinliche Beklommenheit. „Aber es ist gut, daß ich ihm noch einmal ernst in's Gewissen rede." „Du wirst Dich doch sehr aufregen, liebes Herz," meinte Wendeline besorgt. Er schüttelte aber den Kopf. „Es regt mich nichts mehr auf — ich bin fertig mit Allem." „Mit Allem?" fragte sie und warf einen Blick auf das Testament. „Mit Allem," antwortete er.

Sein Zustand war recht sonderbar. Man konnte ihn auf bestem Wege zur Genesung halten, und dann kamen wieder Minuten, in denen er von einem Schwindel ergriffen wurde, der ihm im Augenblick jede Besinnung raubte und für Stunden eine Denkschwäche hinterließ. Das Gedächtniß schien geschwunden, und er verwechselte die Worte oder konnte einen Ausdruck bei aller Mühe überhaupt nicht finden. Errieth man ihn nicht, so wurde er leicht unruhig und ungeduldig. Meist fühlte er sich jedoch nach dem Schlaf wieder wohl. Auch hatte Renate eine gute Art, ihn nicht merken zu lassen, daß etwas verändert sei. „Wenn ich Dich sehe," sagte er, „muß ich immer an Deine verstorbene Mutter denken. Die hatte auch so ein stilles, bedächtiges Wesen. Man wußte kaum, daß sie da war, und doch ging von ihr alles Wohlsein im Hause aus. Wenn mir die Stirn brannte, brauchte sie nur ihre Hand aufzulegen, und die Nerven beruhigten sich bald. Sie hatte auch etwas in den Augen — ich kann's nicht beschreiben, aber es that sehr wohl." Von seiner ersten Frau pflegte er sonst nicht zu sprechen; jetzt schien ihm die Zunge gelöst. Renate konnte ihn in Schlaf bringen, wenn sie ihm sanft mit den Fingerspitzen die Stirn über den Augen strich.

Einmal, bald nach dem Mittagessen, setzte sie sich auf ein Bänkchen neben seinen Lehnstuhl, nahm seine Hand und sah ihn so eigen freundlich forschend an. „Darf ich Dir etwas anvertrauen, Papa?" fragte sie in fast schalkhaftem Ton.

„Da bin ich doch neugierig," antwortete er.

„Ich hätt's auch noch lassen können," meinte sie, „aber heute Abend kommen Bernhards und morgen Leopold, und dann habe ich Dich nicht mehr so für mich. Da ist's besser, wenn ich Dir's gleich sage. Aber Du darfst mir nicht böse sein, wenn es Dir nicht gefällt. Von Dir hängt's ab, ob etwas daraus werden kann. Ich denke doch, es wird Dir gefallen, weil Du mir so gut bist."

„Ja, so sprich doch, Närrchen," ermunterte er.

„Du möchtest gewiß, daß ich recht glücklich werde, und ich glaube jetzt zu wissen, wie das geschehen kann, mein bester Papa. Es hat mir Einer soeben gesagt, daß er mich sehr lieb hat —"

„Was — wie —?"

„Und der ist gerade derselbe, den ich auch schon lange sehr lieb habe, obschon ich's ja bis vor Kurzem nicht einmal mir selbst einzugestehen wagte. Hätte er früher gesprochen — ich meine ganz früher, bevor ich mich dem Grafen Wiesel verlobt hatte —

so wären vielleicht alle die Irrungen vermieden worden, die so viel Unheil herbeigeführt haben. Vielleicht auch nicht! Denn ob ich damals schon meines Herzens so sicher war, und ob ich den Muth gehabt hätte, diese Bewerbung anzunehmen, das ist mir nicht über jede Frage."

Der alte Herr schien sie schon völlig zu verstehen, wie sein gutmüthiges Lächeln bewies. „Du sprichst von —," sagte er.

„Von Herrn Kurt von Stein, liebster Papa, Deinem Wirthschaftsdirektor — und da liegt's: wir wissen eben nicht, ob der Dir zum Schwiegersohn genehm wäre."

„Aeh — äh — äh!" lächelte er. „Und wenn er mir nicht genehm wäre?"

„Dann müßte ich ihm sagen, daß ich gegen Deinen Willen seine Frau nicht werden könne. Aber es würde mich sehr traurig machen —, und ich weiß auch, daß ich nie einen Andern heirathen könnte. Das soll Dich aber nicht bestimmen."

„Und damit ist's nun ganz richtig, daß Herr von Stein Dich liebt? Ich meine Dich, wie Dich der liebe Gott geschaffen hat ohne das, was Dir vielleicht sonst anhängt."

„Damit ist's nun ganz richtig, lieber Papa.

Es ist Kurt ja bekannt, daß Du für Dagobert ein Fideicommiß gestiftet hast —"

„Hm — hm — hm . . ."

„Und er fragt nichts danach, was für mich etwa übrig bleibt, so wenig ich danach frage. Freilich . . . Nein, das ist doch nicht ganz wahr. Er hat nichts, als sein Gehalt als Wirthschaftsdirektor, und davon muß er noch seiner Mutter und seinen Geschwistern einen großen Theil abgeben. Und von dem, was er behält, könnte er keinen Hausstand unterhalten, der für Deine Tochter paßt. Du möchtest mich ja auch in dem Wirthschafterhause nicht wohnen lassen. Ich kann mir ja aber denken, daß Du Deine Tochter nicht unversorgt lassen wirst. Und wenn Du für Deinen Schwiegersohn ein Gut kaufen willst, so weißt Du auch, daß das Geld gut angelegt ist; in arbeitsamere Hände kann's gar nicht kommen, und einen gewissenhafteren Menschen als ihn giebt's gar nicht auf der Welt, den Bruder Bernhard eingerechnet."

„So — so — so," schmunzelte der Alte, „Ihr habt Euch das schon so zurechtgelegt."

„Ja, Papa. Das heißt, ich hab' es ihm und mir so zurechtgelegt. Denn ein Verstand muß doch in Allem sein. Und daß man an einander mit

ganzem Herzen hängt, ist sehr schön, auch an sich genug — aber eine Ehe giebt's doch nicht. Darum hab' ich Dich erst fragen wollen, liebster Papa, ob Du einverstanden bist. Ich habe Kurt auch gesagt, daß er fort von hier müßte, wenn Du nicht einverstanden wärst, und daß er eine so gute Stelle vielleicht anderswo nicht finden möchte. Aber er hat's darauf ankommen lassen wollen, und so küsse ich nun Deine Hand und bitte Dich: überleg's gütig. Denn daß Du mir gleich eine Antwort giebst, verlange ich gar nicht."

Das Alles sprach sie so ruhig, daß es seine aufregende Wirkung auch dann hätte verlieren müssen, wenn der kranke Mann den Wünschen seiner Tochter abgeneigt gewesen wäre. So stand's aber nicht. Er streichelte ihr Haar, hob ihr Kinn auf und sah ihr in die Augen. „Und wenn ich nun doch gleich antworte?" fragte er.

„Dann darf's aber nicht abweisend sein," wendete sie ein. „So etwas will doch überlegt werden."

Er klingelte. „Herr von Stein soll zu mir heraufkommen."

Es dauerte nur wenige Minuten, bis er eintrat. Er sah sehr ernst aus, trug aber den Kopf hoch und hatte die rechte Hand unter die Klappe des Rockes

gesteckt, was ihm ein entschlossenes Ansehen gab. „Sie befehlen —?“ fragte er.

„Daß Sie mir wiederholen, was Sie soeben Renate gesagt haben,“ entgegnete Herr von Müller.

„O, wenn Sie das erlauben . . .“ rief Kurt von Stein, rasch ein paar Schritte näher tretend. „Ich liebe Ihr Fräulein Tochter und würde der glückseligste Mensch unter der Sonne sein —“

„Na ja, ja,“ fiel der Alte ein, „das mögen Sie so fühlen. Aber daß Sie auch den ernsten Willen haben, Renate glücklich zu machen, darauf sollen Sie mir die Hand geben.“

„Meine Hand darauf!“ sagte der junge Mann, indem er sie ihm zureichte. „Fräulein Renate zweifelt nicht daran.“

Herr von Müller hielt die Hand eine Weile in der seinen und drückte sie von Zeit zu Zeit. Er schien nicht sprechen zu können; die Rührung lähmte ihm die Zunge. Renate merkte aber auch, daß der Schwindel ihn wieder erfaßte. Sie trat schnell hinzu, nahm seinen Kopf in den Arm und küßte ihm die Stirn. Er wehrte sich augenscheinlich gegen die Ohnmacht, und diesmal mit Erfolg. Bald wurde der Blick wieder sicherer und klarer. Er hielt noch immer Kurts Hand und legte sie jetzt in die Re-

nate's. „Das sei — zum — Glück," flüsterte er, allmählich auch die Gewalt über die Sprache zurückgewinnend, und nach einer Weile, da sie neben ihm niederknieten, mit aufgelegten Händen: „Gott sei — mit Euch! Aber laßt es noch still bleiben — ein paar Monate. In der Familie — mag man's gleich wissen."

Frau von Müller war die Erste, die von dieser Verlobung erfuhr. Sie war nicht sehr überrascht und gratulirte etwas förmlich. Zu ihrem Manne sagte sie: „Nachdem Du nun Renate den Willen gethan hast, möchte es doch an der Zeit sein, auch auf meine Wünsche zu achten. Das Testament ist noch immer nicht vollzogen. Worauf willst Du warten?"

Er nickte und bewegte beschwichtigend die Hand. Eine Antwort gab er nicht.

Dann kam Bernhard mit seiner hübschen, kleinen, Anfangs recht schüchternen Frau und den beiden Kindern, die zu Dagobert nicht gleich ein Verhältniß fanden. Frau Wendeline ließ die Gäste nur einzeln zum Kranken. Sie fanden ihn in heiterer Stimmung. Bernhard meinte, er habe sich's viel schlimmer gedacht. Zu ihm sagte freilich der alte Papa: „Es geht mit mir zu Ende, lieber Sohn — jeder

Tag kann der letzte sein. Man muß Abschied nehmen. Habt Dank, daß Ihr gekommen seid.“ Aber er zeigte dabei gar kein grämliches Gesicht. Erst als Bernhard antwortete: „Sprich nicht so, Papa! Du hast eine kräftige Natur und läßt Dich nicht so unterkriegen. Ich hoffe, wir werden noch manchmal Abschied nehmen, um einander fröhlich wiederzusehen —“ wurde er plötzlich sehr ernst, sah ihn eine Weile vorwurfsvoll an und sagte dann leise: „Gönne mir doch die Ruhe.“

Diese Worte schnitten sich tief in Bernhards Gedächtniß ein. Sein Vater hatte also den Wunsch, daß es mit ihm zu Ende gehe — er sehnte sich nach der Ruhe, die er hier auf Erden nicht meinte finden zu können. Welch trauriges Facit eines Lebens voll Arbeit und Erfolgen! Hatte er nicht erreicht, was Wenigen zu erreichen glückt? Wurde er nicht von Tausenden beneidet? Durfte er sich nicht großer Glücksgüter erfreuen, ohne ihren Verlust oder auch nur ihre Verminderung befürchten zu müssen? Und nun dieses schmerzliche: „gönne mir doch die Ruhe!“

Die Worte wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er suchte den Schlüssel zu ihrem Verständniß und meinte ihn zu finden. Der kranke Mann fühlte, daß er schon lange nicht mehr er selbst gewesen war.

Ein fremder Wille hatte ihm die Bahn gewiesen, und er hatte ihm folgen müssen, wie auch der Kern seines Wesens widerstrebte. So war jeder Schritt ihm eine neue Pein gewesen, und die Unruhe des Gemüths wollte kein Ende haben.

Bernhard wußte nicht, daß der letzte, peinlichste noch gethan sein sollte. Die Mama klärte ihn auch darüber auf. „Du übst großen Einfluß auf ihn aus," bemerkte sie. „Er kann sich nicht entschließen, das Testament auszufüllen und zu unterschreiben. Es ist eine Schwäche, die sich nur aus seinem krankhaften Zustand erklärt. Wir waren ja in Allem einig, es ist gar nichts mehr zu bedenken, nur noch gleichsam das Siegel aufzudrücken. Und er zögert und zögert, als könnte es ihm an Zeit nicht fehlen. Ich weiß nicht, was er sich für Gedanken macht. Wenn er abschließen könnte, ich glaube, ihm wäre wohler, er würde sich im Kreise seiner Lieben des Lebens freuen, so lange es ihm Gott schenken will. Sorge, daß er endlich zur Ruhe kommt."

Zur Ruhe! So dachte er sie sich sicher nicht.

Zwei Tage später erst traf Leopold ein. Er hatte wegen des Urlaubs alle die Weiterungen gehabt, die er selbst vorhergesehen. Die Anklage gegen ihn war bereits erhoben, die Untersuchung rasch be-

endet, zu seiner Aburtheilung der Termin anberaumt; er wußte, daß er mehrere Jahre Festung zu erwarten hätte. Seine militärische Ehre litt freilich darunter nicht. Er durfte sich schmeicheln, durch dieses Duell bei seinen Kameraden an persönlichem Ansehen gewonnen zu haben. Es gab eigentlich nur einen einzigen Menschen, vor dem er eine gewisse Scheu empfand, und der war sein Vater. Er liebte ihn, und doch gab es Augenblicke, in denen sich heimlich der Wunsch regte, durch unabwendbare Zufälle zu spät zu kommen. Es war zwischen ihnen eine Kluft gerissen, die sich gar nicht überbrücken ließ. Nicht erst durch dieses letzte unglückliche Ereigniß! Sie konnten einander schon lange nicht mehr verstehen, und ein Ausgleich von innen her war auch bei dieser wahrscheinlich letzten Begegnung wohl unmöglich. Das fühlte er schmerzlich.

Er kam in Civil. Bernhard lobte ihn deshalb mit der Bemerkung, daß man einander doch menschlich näher stehe, und er selbst, obschon er darüber lachte, wußte sich freier, zumal dem Vater gegenüber, von dem er eine Strafrede zu erwarten hatte. Die Mama meldete ihn bei ihm an. Das geschah mit großer Vorsicht, und doch war nicht zu verkennen, daß das Befinden des Kranken sich ver-

änderte. „Laß Dir nur von Leopold die Hand küssen, Alterchen," bat sie, „und sprich ihn später."

„Laßt mich mit ihm allein," antwortete er, ohne darauf einzugehen.

Als Leopold mit leisen, etwas zaghaften Schritten an seinen Lehnstuhl trat, saß der Kranke vorn übergebeugt, den Kopf aufgestützt. Er hob ihn langsam von der Hand fort und wendete ihn seitwärts. Die Perrücke hatte sich ein wenig verschoben, und die sehr weiße Stirn gab dem starren Gesicht etwas Geisterhaftes. Leopold erschrak über sein Aussehen. „Mein lieber Vater," sagte er, den Schritt einen Moment hemmend, „Du hast befohlen . . ."

„Ich meinte, es würde Dir lieb sein, mich noch einmal vor meinem letzten Stündlein zu sehen," erwiderte der Kranke. „Befehlen wollte ich Dir nicht —"

Nun eilte Leopold auf ihn zu, umarmte und küßte ihn. Er ließ sich's gefallen, entgegnete aber auf seine Ermuthigungen nichts, sondern sagte: „Setze Dich zu mir, ich habe mit Dir zu sprechen. Und nimm meine Worte nicht leicht — es könnte Dir leid thun, lieber Sohn."

Leopold schob einen Stuhl heran und ergriff bewegt seine Hand. „Du hast vielen Grund gehabt,

mit mir unzufrieden zu sein," begann er selbst. „Aber glaube mir, ich bin zu Vielem gezwungen worden, was sehr gegen meine Neigung war. Und wenn auch oft mein Leichtsinn —"

„Ja, ja, ja," fiel der Alte ein, „Du hast mir viel Sorgen gemacht und viel Kummer verursacht. Dich mag nicht die volle Verantwortlichkeit treffen, aber das Traurigste wäre doch in meinen Augen, wenn Du Dir Deiner Schuld nicht bewußt werden könntest — auch jetzt nicht, wo Dich ein so schweres Unglück getroffen hat. Du hast Menschenblut vergossen — wie willst Du Dir das je verzeihen?"

„In ehrlichem Kampf, Vater —"

„Ihr nennt es so, aber es ist nur eine Beschönigung für die Uebertretung göttlicher und menschlicher Gebote. Ich verwerfe das Duell unter allen Umständen als unchristlich und unvernünftig. Hier aber wurde es nicht einmal durch die leidigen Standesrücksichten gefordert."

„Doch, Vater, doch! Es kann sein, daß ein Ehrengericht mich keiner Pflichtverletzung schuldig befunden haben würde, wenn ich die Forderung unterlassen hätte. Aber nach dem Rücktritt des Grafen mußte mein Verhältniß zu ihm geordnet werden, und in den Augen meiner Vorgesetzten und Kame-

raden würde ich als ein Feigling gegolten haben, wenn ich den Schimpf auf der Familie sitzen ließ.“

„Ein eingebildeter Schimpf. Du fühltest ihn auch nicht als eine Verletzung Deiner Ehre. Der Graf war nicht Dein Feind geworden, und Deiner Schwester war kein Leid geschehen, das Du aus Liebe zu ihr blutig meintest rächen zu müssen. Nein, nein! Du fürchtetest nur, etwas zu versäumen, was man vielleicht von dem jüngst geadelten Offizier erwarten mochte — Deine Eitelkeit wollte nicht verletzt werden. Und diesem Moloch ein Menschenleben hingeopfert!

Der Lieutenant bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl. Er biß die Lippen zusammen und wechselte die Farbe. „Deine Auffassung, mein lieber Vater...“ murmelte er.

„Wir sprechen unter vier Augen. Und meinst Du wirklich, daß eine strafbare Handlung dadurch erlaubt oder gar verdienstlich werden kann, daß sie ein gewisses engbeschränktes Standesbewußtsein fordert?“

„Ich werde meine Strafe erleiden.“

„Siehst Du, das ist mir eben — von meinem kleinbürgerlichen Gesichtspunkte aus — das Widerwärtigste, daß Jemand sich ohne innere Nöthigung

gezwungen sieht, etwas Strafbares zu thun und sein Gewissen zu belasten, und daß dann Ankläger, Richter und Angeschuldigter einig sind, es müsse zwar dem Gesetz genügt werden, die Strafe sei aber eine Anerkennung des Wohlverhaltens. Das scheint mir ein frivoles Spiel mit der Gerechtigkeit."

„Ich hätte nicht Offizier werden müssen, lieber Vater —"

„Du konntest den Abschied nehmen, wenn Du Kränkungen voraussahst. Ich hätte diesen Schritt gebilligt. Aber das ist nun geschehen. Und Anderes ist geschehen, was ich nicht billigen konnte. Und ich fürchte, es geschieht noch mehr, was schließlich früh Dein Verderben ist. Denn Du bist in schiefer Stellung und hast nicht die moralische Kraft, Dich aufzurichten und stolz auf Dir selbst zu stehen. Da ist dann der Fall unvermeidlich. Ich weiß, daß ich einen großen Theil der Schuld trage, und sie drückt mich jetzt kurz vor dem Scheiden schwer. Ich selbst bin schwach gewesen, habe nachgegeben, wo ich nicht sollte, habe ein Auge zugedrückt, wo ich beide hätte weit offen halten müssen — und dann ist's nun so gekommen. Was ich durch Fleiß und Sparsamkeit erwarb, das ist in Deinen Händen ein unverdienter Gewinn, über den Du mit junkerlichem Uebermuth verfügst. Du stehst

unter dem Vorurtheil, Dich ruinieren zu müssen, um nobel zu erscheinen. Dieselbe Rücksicht, die Dir die Pistole in die Hand drückte, zwingt Dich auch, immer weiter unvernünftig zu handeln. Und sie wird Dich zuletzt zwingen, die Pistole noch einmal zu laden und sie gegen Deine eigene Brust . . ."

Die Rührung übermannte ihn, er sprach mit erstickter Stimme. Leopold beugte sich und küßte wiederholt seine Hand. „Schone Dich, lieber Vater," bat er.

„O, mein Sohn," fuhr der Kranke ruhiger fort, „glaube mir, daß ich alle meine Kinder gleich lieb habe. Das möchte ich auch Dir beweisen. Ich hätte Maßregeln treffen können, Dich in der Verfügung über Dein Erbtheil, so viel Du Dir davon gelassen hast, zu beschränken. Es soll nicht geschehen. Ich möchte Dir vielmehr die Möglichkeit geben, noch jetzt zu bedenken, ob Du nicht nach verbüßter Strafe gut thust, einer Lebensstellung, die mit so großen Gefahren verbunden ist, zu entsagen und einen nützlichen Beruf zu wählen, der Dir die volle Freiheit des Handelns und Unterlassens zurückgiebt. Du bist noch nicht zu alt, etwas zu lernen. Laß es nicht zu spät werden! Ich kann ja nur ermahnen und bitten. Und ich ermahne und bitte:

sei mein guter Sohn! Ziehe Deine Kraft aus dem alten bürgerlichen Stamm, der sich bewährt hat, und stoße das Pfropfreis ab, das ihm künstlich aufgesetzt ist; es hat ihn nicht veredelt. Ich nehme Dir kein Versprechen ab, aber ich hoffe, daß Du nicht vergessen wirst, was ich Dir in letzter Stunde an's Herz lege."

Er zog ihn an sich und küßte ihn auf Stirn und Mund. „Es soll nicht vergessen sein," versicherte Leopold ernstlich ergriffen.

„Und nun geh und laß mich mit meinem Gott allein," sagte der alte Herr, sich die Augen trocknend. „Ich habe mich noch auf das Schwerste vorzubereiten."

Er sank in den Stuhl zurück, als Leopold sich entfernt hatte. Die Unterredung hatte ihn ganz erschöpft. Das Herz schlug ihm heftig, das Blut klopfte in seinen Schläfen. Er fühlte seinen Kopf schwer werden und taumeln. Die Hände faltend, murmelte er unverständliche Worte, und dann wurde er ganz still.

So fand seine Frau ihn. Er schien eingeschlafen zu sein. Sie dachte an Schlimmeres und erhob ein Jammergeschrei. Davon erwachte er, aber sein Blick war wie erloschen, und die Lippen bewegten sich,

ohne einen Ton hervorzubringen. Die linke Körperseite war wieder völlig gelähmt.

Bernhard, Ella, Renate, die sich im Salon aufhielten, eilten herbei und beschäftigten sich mit ihm. Es wurde nach dem Arzt geschickt. Als er den Kranken besichtigt und ihm zur Ader gelassen hatte, führte er Frau von Müller hinaus und sagte zu ihr: „Dieser zweite Schlaganfall kam früher, als befürchtet. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Ihr verehrter Gemahl im günstigsten Falle nur noch wenige Tage zu leben hat.“

Sie schrie auf. „Und das Bewußtsein wird nicht mehr wiederkehren?“

„Das will ich nicht gesagt haben,“ erwiderte der Sanitätsrath. „Es kann sein, daß er sogar noch ganz freie Stunden hat, obgleich die Zunge schwerlich mehr dem Willen gehorchen wird. Dann aber wird ganz plötzlich . . .“

„Und das ist unabwendbar?“

„Unabwendbar.“

Frau von Müller war einer Ohnmacht nahe. Als ihre Lebensgeister durch wohlriechende Essenzen wieder angefrischt waren, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Dagobert, der ängstlich herangetreten war, riß sie stürmisch an sich. „Mein

armer, armer Junge!“ rief sie und drückte ihn so fest an ihre Brust, daß er zu weinen anfing. Bernhard suchte sie zu beruhigen. Er glaubte Anfangs, der Schmerz über die Eröffnung des Arztes habe sie so außer sich gebracht, wurde dann aber stutzig. „Das Testament, das Testament,“ klagte sie, „es fehlt das Testament, und ohne das Testament gilt die Stiftung nicht.“

Nein! es konnte noch nicht Alles verloren sein. Sie brachte die Nacht am Bett des Kranken wachend zu, belauschte jeden Athemzug. Am Morgen kam er wirklich zu sich, erkannte sie. Sie sank neben ihm auf die Kniee nieder, ergriff seine Hand und schüttelte sie. „Verstehst Du mich, Erasmus?“ fragte sie bebend vor Aufregung. Er nickte schwach. „O dann,“ rief sie, „dann mußt Du hören, was ich Dir noch zu sagen habe. Jetzt gilt keine feige Rücksicht. Es handelt sich um das Wohl und Wehe meines geliebten Kindes — Deines Kindes. Ich weiß, daß Du einen Verdacht hegst, der mich schwer beleidigt. Deshalb rechte ich jetzt nicht mit Dir. Gott mag Dir verzeihen, wenn auch nur ein Zweifel an meiner Treue . . . Nein, mein geliebter Mann! Wie ich mich auch gegen Dich verschuldet haben mag, hier weiß ich mich rein. Ich schwöre

Dir's — und nimm diesen Schwur mit vor Gottes Thron — Dagobert ist Dein Kind. Gerade weil mich Gott mit der Hoffnung begnadet hatte, Dir dieses Kind zu schenken, strebte ich, auszulöschen, was an das Vergangene erinnern konnte. Glaubst Du mir?"

Er sah sie mitleidig und, wie es schien, befriedigt an. „J—i—i—ich g—l—aube Dir," stotterte er.

Sie küßte seine Hand, was sie sonst nie gethan. „Dann aber," fuhr sie in Hast fort, „versäume nicht für Deinen Sohn zu thun, was Du Dir vorgenommen hattest, ehe dieser unselige Argwohn Deinen Frieden störte. Das Testament — schreibe seinen Namen ein — unterzeichne es. Ich will die Gerichtspersonen berufen. Und wenn Deine Hand versagt, sie werden Deinen mündlich ausgesprochenen Willen vernehmen und . . ."

Er schüttelte den Kopf, erst nur wenig, dann energischer.

„Du willst nicht?" fragte sie abbrechend.

„A—a—alle Ki—ki—kinder gleich," stammelte er.

Es nutzte nichts, daß sie mit Bitten und Vorstellungen in ihn drang. Er wiederholte nur dieselben Worte.

Frau von Müller war in Verzweiflung. Sie

versuchte das Letzte, schrieb an das Gericht, erbat die schleunigste Absendung einer Testamentsdeputation. Wenn die Herren an sein Bett treten würden, meinte sie, könnte er seine Frau ja nicht verleugnen. Bernhard flehte sie an, auf den Vater einzuwirken. „So wahr Gott lebt," versicherte sie, „es war sein Wille, so zu verfügen."

Bernhard erfüllte ihren Wunsch. Aber auch zu ihm sagte der Kranke nur: „A—a—alle Ki—ki—kinder gleich." Er blickte ihn dabei zärtlich an.

Der Amtsgerichtsrath und der Gerichtsschreiber langten an. Frau von Müller empfing die Herren und machte sie mit dem Fall bekannt. Der Richter war bedenklich, ihr auch nur in das Krankenzimmer zu folgen. „Aber bedenken Sie auch," sagte die beherzte Frau, „daß die Fideicommißstiftungsurkunde ausdrücklich auf das Testament Bezug nimmt, erst durch dieses Testament vollständig wird, daß mein Mann den Entwurf zum Testament hat anfertigen lassen und daß er auf seinem Tisch liegt."

„Aber Sie geben zu, gnädige Frau, daß Sie nicht im ausdrücklichen Auftrage Ihres Herrn Gemahls handelten, als Sie die Deputation beriefen," wendete der Amtsgerichtsrath ein.

„Ich muß gleichwohl annehmen, daß er damit ein=

verstanden sein wird," entgegnete Frau von Müller. Auf ihren bleichen Wangen zeichneten sich rothe Flecke ab.

„Man muß Alles vermeiden, was wie Zwang aussehen könnte."

„Gewiß. Aber warum wollen Sie nicht mit ihm sprechen?"

„Der Kranke könnte glauben, daß ich ihn überreden wolle."

„Es wird doch von Ihnen abhängen, jeden solchen Verdacht auszuschließen."

„Jedenfalls müßte ich bitten, gnädigste Frau, Ihren Herrn Gemahl zu befragen, ob er mich empfangen will."

Sie ersuchte Bernhard, mit ihr zu kommen, und ging in das Krankenzimmer, wo Renate am Bett saß. „Lieber Erasmus," sagte sie „ich habe Herrn Amtsgerichtsrath Heine um seinen Besuch gebeten, falls Du nun doch Dein Testament einzureichen beabsichtigen solltest. Er ist mit seinem Schreiber hier. Darf ich die Herren zu Dir führen?"

Er öffnete die Augen und sah sie verwundert eine Weile an, ohne irgend ein Zeichen zu geben.

„Lieber Vater," bemerkte Bernhard, „Du solltest doch die gebotene Gelegenheit benutzen, Deine Geschäfte zu erledigen. Es kann nicht Dein Wille sein,

das Testament unwirksam zu lassen. Es war ja Deinen Wünschen gemäß abgefaßt, wie ich selbst weiß.“

Der Kranke schloß wieder die Augen.

„Willst Du nicht den Herrn Amtsgerichtsrath sehen und sprechen?“ fragte Frau von Müller in höchster Angst.

Nun nickte er.

„Ja?“

„J—j—j—ja.“

„Gott sei Dank!“ Sie eilte in den Salon und ersuchte die Herren einzutreten. „Mein Mann wünscht es so.“

Der Amtsgerichtsrath trat an das Bett. „Ich glaube Ihnen nicht unbekannt zu sein, Herr von Müller,“ sagte er, um ein Gespräch einzuleiten, aus dem er sich von dem geistigen Zustande des Kranken Ueberzeugung schaffen könnte. „Wir haben in Grundbuchsachen wiederholt verhandelt.“

Der alte Herr sah ihn freundlich an und hob ein wenig die rechte Hand, um sie ihm zum Gruß zu reichen. Der Rath kam ihm entgegen und drückte sie. „Ich bedaure, Sie krank zu finden. Hoffentlich erholen Sie sich bald wieder. Fühlen Sie sich so weit wohl, sich mit Angelegenheiten von Wichtigkeit beschäftigen zu können?“

Er nickte.

„Ihre Frau Gemahlin sagt mir, daß Sie von einem Rechtsverständigen Ihren letzten Willen haben aufsetzen lassen, daß der Entwurf aber noch nicht unterschrieben sei und daß auch noch eine Zeile ergänzt werden müßte. Würden Sie im Stande sein zu schreiben?“

Der Kranke nickte wieder.

„Und ist es Ihr Wunsch, dieses Testament zu vervollständigen und dem Gericht zu unseren Händen zu übergeben?“

Nun schüttelte er den Kopf.

„Nicht? Aber Sie wollen vielleicht mündlich testiren?“

„A—a—alle Ki—ki—ki—kinder gleich,“ antwortete Herr von Müller stotternd, aber ganz vernehmlich.

Seine Frau warf einen verzweifelten Blick zur Decke.

„Wenn Sie alle Ihre Kinder gleich bedenken wollen,“ fuhr der Gerichtsrath fort, „so bedarf es weiter keiner ausdrücklichen Willenserklärung. Es wäre denn, daß Sie im einzelnen —“

Wieder ein Kopfschütteln.

„Sie wollen also nicht testiren?“

Ebenso.

„Es ist mir bekannt, Herr von Müller, daß Sie mit Ihren Gütern ein Fideicommiß begründet haben. Ich erfuhr soeben, daß Sie sich vorbehielten, den Fideicommißerben in einem Testament zu benennen. Erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß unter solchen Umständen dieses Testament eine nothwendige Ergänzung jener Urkunde sein würde und dieselbe, da nach dem Gesetz die Fideicommißerbfolge mit Sicherheit vorausbestimmt sein muß, ohne eine solche Bestimmung voraussichtlich wirkungslos bleiben würde. Ich sage das nicht, um einen Einfluß auf Ihre Entschließungen geltend zu machen, sondern um Sie pflichtmäßig zu informieren."

„A—a—alle Ki—ki—ki—kinder gleich," wiederholte Herr von Müller und wendete das Gesicht der Wand zu.

Der Amtsgerichtsrath warf Frau von Müller einen Blick zu und zuckte die Achseln. Gesprochen wurde nichts weiter. Die Herren entfernten sich und fuhren ab.

Nun war jede Hoffnung hin.

In der nächsten Nacht entschlief Herr Erasmus von Müller sanft. „Alle Kinder gleich," waren seine letzten Worte gewesen.

— — — — — — — — — — — — — —

Seit seinem feierlichen Begräbniß sind fast zwei Jahre vergangen.

Steinhausen ist kein Fideicommiß. Die Erben haben den großen Nachlaß unter sich getheilt. Es ist dabei zu keinem Streit gekommen, da Bernhard, Leopold und Renate den Wünschen der Stiefmutter für sich selbst und ihren Sohn mit liebenswürdigster Nachgiebigkeit Rechnung getragen haben. Dagobert hat die Güter Pröckelwitz und Ebenau zugewiesen erhalten, entschieden die werthvollsten. Renate hat Steinhausen in seinem alten Umfange übernommen und ihrem Manne zugebracht. Der Besitzer ist nun also wieder ein Herr von Stein, wie seit Jahrhunderten. Frau von Müller, die sonst vielleicht für ihren Sohn hier die Abfindung verlangt hätte, erkannte diese Rücksicht als maßgebend an. Man kam überein, die zum Glück noch nicht hoch aufgeführten Mauern auf Kosten des Nachlasses zu brechen und das Material nach Ebenau zu schaffen, wo im Anschluß an den prächtigen alten Klostergarten ein Herrenhaus in etwas kleineren Größenmaßen entstehen sollte. Der Bau wird nicht beeilt, da Frau von Müller mit Dagobert in Berlin Wohnung genommen hat, wo sie unter Benutzung der besten Lehrkräfte seine Erziehung und Ausbildung

leiten will. Leopold von Müller ist, nachdem er ein Jahr seiner Strafe auf der Festung Magdeburg verbüßt, auf eine Immediateingabe des alten Grafen Wiesel begnadigt worden. Er hat dann seinen Abschied erbeten und sich bei seinem Schwager Kurt von Stein in die Lehre begeben. Ihm ist bei der Theilung Arnsfelde zugefallen; er will aber die Wirthschaft nicht eher selbstständig übernehmen, bis er sich das Zeugniß geben kann, ein tüchtiger Landwirth geworden zu sein. An's Heirathen denkt er vorläufig noch nicht.

Renate versichert, sehr glücklich zu sein.

Man nennt die Begüterung jetzt scherzhaft „die Colonie Müller". Es giebt da ein kleines Wäldchen von wundervollen alten Kiefern, wie sie nicht schöner die Abendsonne rothglühend anhauchen kann. Dieser alten an italienische Pinien erinnernden Bäume wegen ist es stehen geblieben, als ringsum der Wald niedergeschagen und der Boden in Acker verwandelt wurde. Zufällig ist dies der Punkt, in welchem sich die Grenzen der Hauptgüter vereinigen. Man hat das Wäldchen von der Theilung ausgeschieden und es zu einem Friedhain der Familie bestimmt. Im Schatten der ehrwürdigsten Kiefern ist ein kleines Mausoleum erbaut, zu dem Renate die Zeichnung

entworfen. Die Gruft hat den Sarg des ersten Herrn von Müller aufgenommen.

Da ruht er von allen Mühseligkeiten des Lebens aus. Der reiche — arme Herr von Müller. Er war nicht der Mann, ein neues Adelsgeschlecht im mittelalterlichen Stil zu begründen; aber die Schwäche, seiner bürgerlichen Natur Gewalt anthun zu wollen, hat er am Ende seines Lebens wieder gut gemacht durch die standhafte Vertretung des Grundsatzes Alle Kinder gleich! —

Von **Ernst Wichert** sind in den letzten Jahren noch folgende moderne Romane erschienen:

Der jüngste Bruder.

2 Bände. Geh. 6 ℳ. Eleg. geb. 7 ℳ.

Wichert behandelt in seinem neuesten lesenswerthen Roman die sozialistische Bewegung der Gegenwart; der von ihm geschaffene Conflict ist modern und interessant, seine Gestalten sind lebenswahr und scharf gezeichnet; der Hauptreiz des Buches liegt in der vorzüglichen Schilderung des höheren Beamtenthums; die Darstellung ist ansprechend und anregend, das Interesse des Lesers bis zum Schluß des Buches ungemindert fesselnd. **Bazar.**

Einen glücklichen Griff in's Menschenleben hat Wichert mit seinem neuen Roman gethan. Mit der Geschicklichkeit eines Meisters der Erzählungskunst rückt er die größten Gegensätze an einander, um eine in allen Farben der Natürlichkeit schillernde Nachahmung des Lebens zu erzielen. Der Vorgang, den Wichert erzählt, kann sich alle Tage ereignen und keine Familie ist sicher, davon nicht betroffen zu werden. Und weil uns Allen der Inhalt des Romans nahegeht, versetzt er uns in die lebhafteste Spannung, abgesehen von dem ästhetischen Genuß, den die künstlerische Ausgestaltung des Problems uns gewährt. **Ernst Wechsler** in der **„National-Zeitung“.**

Aus anständiger Familie.

Zweite Auflage. 2 Bände. Geh. 8 ℳ.
Eleg. geb. 10 ℳ.

Daß auch vortreffliche Bücher dem Schicksale, übersehen oder schnell vergessen zu werden, leicht verfallen können, beweist Ernst Wicherts Erstlingsroman, der erst jetzt nach 26jähriger Pause eine zweite Auflage erlebt hat, und der sie wahrscheinlich ohne die nachfolgenden bekannteren Romane und Novellen des Dichters nie erlebt hätte. Wichert hat hier das öfters von

ihm benutzte Motiv des „jüngsten Bruders“, der in Folge verfehlter Erziehung auf eine niedere soziale Stufe hinabsinkt, zu tragischem Ende geführt. Die bunten und mit ursprünglichster Anschauung vorgeführten Verhältnisse diesseits und jenseits der russischen Grenze entbehren nie des Reizes; und namentlich die littauischen Partieen des Buches muthen uns immer von Neuem an. Wir hoffen zuversichtlich, daß das Buch seinen zweiten Weg in die Oeffentlichkeit schneller durchmesse, als den ersten. **Magazin für Literatur.**

Suam cuique.

Eleg. geb. 7 *M.*

Ernst Wichert ist ein geschickter Erzähler und erfahrener Seelenkenner . . . Das Buch erhält ohne Spannung in Athem, das ist das beste Zeugniß für seinen literarischen Werth. **Gegenwart.**

Man legt diesen Roman aus der Hand mit dem Eindruck und dem Bewußtsein, beim Lesen desselben einen hohen, künstlerischen Genuß gehabt zu haben. **Vossische Zeitung.**

Hohe Gönner.

Geh. 3 *M.* Eleg. geb. 4 *M.*

. . . Diese „hohen Gönner“ sind als ein eigenartiges, geistvolles und unterhaltendes Buch der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen. **Ueber Land und Meer.**

Ein merkwürdiges spannendes Buch . . . Mit „Hohe Gönner“ ist dem Verfasser ein neuer bedeutender Wurf gelungen, und wir sind überzeugt, daß das Buch in der deutschen Lesewelt große Eroberungen machen wird.

Neue Illustrirte Zeitung.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.